

Sonderthema:
Ländlicher Raum
Vorzüge und Nachteile des Landlebens

SCHLECHTE INFRASTRUKTUR
Wie Dörfer auf die Schließung von Läden und Arztpraxen reagieren

SEITE 5

GUTE NACHBARSCHAFT
Dorfgemeinschaften können sich im Alltag gegenseitig helfen

SEITE 10

Das Parlament

Berlin, 09. August 2021

www.das-parlament.de

71. Jahrgang | Nr. 32-33 | Preis 1 € | A 5544

KOPF DER WOCHE

Nutzen und Risiko

Thomas Mertens Der Virologe und Vorsitzende der Ständigen Impfkommission (STIKO) steht unfreiwillig im Zentrum der politischen Debatte über Corona-Impfungen von Kindern und Jugendlichen. Die Experten der STIKO hatten nach bisheriger Datenlage vorerst keine explizite Impfpflicht für Kinder ab 12 Jahren gegeben, sondern nur für Kinder dieses Alters mit Vorerkrankungen. Hingegen wollen die Gesundheitsminister- und senatoren, dass sich auch die 12- bis 17-Jährigen impfen lassen. Zum Schulstart nach den Sommerferien drängen Politiker auf eine klare Empfehlung der STIKO. Mit geimpften Kindern wäre der Präsenzunterricht an Schulen weitaus einfacher zu organisieren. Für Kinder ab 12 Jahren gibt es eine Zulassung von Corona-Impfstoffen, für kleinere Kinder bisher nicht.



ZAHL DER WOCHE

44.999.521

Personen in Deutschland waren vergangene Woche vollständig gegen das Coronavirus geimpft. Das waren 54,1 Prozent der Bevölkerung. Insgesamt 51.750.882 Personen oder 62,2 Prozent der Bevölkerung hatten mindestens eine Impfdosis erhalten.

ZITAT DER WOCHE

»Das ist keine Impfpflicht durch die Hintertür.«

Maria Klein-Schmeink (Grüne) über den „Green-Pass“, einen Impfnachweis für Menschen über zwölf Jahren.

IN DIESER WOCHE

- THEMA**
Essay Wie sich die Vorstellung von der Provinz mit der Zeit verändert hat **Seite 3**
- Perspektiven** Über das Leben von Jugendlichen auf dem Land **Seite 7**
- Firmen** Die »Hidden Champions« schaffen viele gute Jobs **Seite 8**
- Interview** Forscher sagt: Dörfer müssen offen sein für Veränderungen **Seite 9**
- Tradition** In Franken werden alte Bräuche sehr gewissenhaft gepflegt **Seite 11**

MIT DER BEILAGE



Das Parlament
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG
64546 Mörfelden-Walldorf



Orte der Sehnsucht

LÄNDLICHER RAUM Corona hat die Landlust verstärkt. Offen ist, wer davon profitiert

Das Ländliche ist immer Sehnsuchtsort gewesen. In der Antike, bei Astrid Lindgren und ihrem Bulterbü, in zeitgenössischen Werken von Juli Zeh bis Robert Seethaler – um nur von der literarischen Dimension zu sprechen. Wie viel diese Projektionen individueller Idealvorstellungen mit der Wirklichkeit zu tun hatten, sei dahingestellt – ohnehin ist ein Leben auf dem Lande für viele meist eine im kindlichen Stadium verharrende Träumerei geblieben, während sich das reale Alltagsleben in urbanen Räumen abspielt.

Die Corona-Pandemie und die damit verbundenen Folgen indes haben Visionen von einem anderen Leben einen neuen Schub gegeben. Eingepfercht in die Enge der Stadt fanden zunehmend Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen ein Leben in der Nähe zur Natur, mit Platz, Entschleunigung und verbindlichen Sozialkontakten so erstrebenswert, dass es konkret werden sollte: Der Sparda-Studie „Wohnen in Deutschland 2021“ zufolge hat nahezu jeder fünfte Mieter während der Pandemie über eine räumliche Veränderung nachgedacht. Begründet haben die Menschen ihre Umzugswünsche zuletzt mit mehr Platz (42 Prozent), einer schöneren Wohnumgebung (55 Prozent) und einem größeren Garten oder Balkon oder schnellerem Internet (44 Prozent) – alles also, was mit Ausnahme von letzterem Aspekt eher auf dem Land zu vermuten ist als im verdichteten urbanen Raum. Die neuen Möglichkeiten, mehr von Zuhause als immer nur im Büro erledigen zu können, haben den Arbeitsweg und seine Dauer außerdem bedeutungsloser werden lassen. Doch was bedeutet dieser Drang der Städter zum Dörflichen für die Menschen im Ländlichen Raum? Die Suche nach Antworten auf diese Frage gestaltet sich schon deswegen schwierig, weil es den Ländlichen Raum so gar nicht gibt. Dem Thünen-Landatlas zufolge lebten zuletzt 57 Prozent der Bevölkerung in „sehr“ und „eher“ ländlichen Räumen – soweit die Theorie. Doch kann der Bewohner eines abseits gelegenen Bergdorfes seine Lebensumstände mit denen einer Speckgürtelbewohnerin vergleichen, die täglich mit der S-Bahn in die nächstgelegene Stadt zur Arbeit pendelt? Steht eine Familie in einer peripher gelegenen Siedlung in der der nächste Supermarkt 20 Kilometer entfernt liegt, vor den gleichen Herausforderungen wie ein Ehepaar in einer beschaulichen Gemeinde, die selbst Schwarmstadt für die umliegenden Dörfer ist? Wohl schwerlich. Das Land ist so vielfältig, wie es die darin wohnenden Menschen sind, die Landschaften, die Prägungen der Geschichte.

Speckgürtel profitieren Zahlen zeigen, dass von der neuen Landlust der Deutschen vor allem die Speckgürtel profitieren. Die Sparda-Banken, die ihre jährliche Analyse zusammen mit dem Institut der deutschen Wirtschaft Köln und dem Institut für Demoskopie Allensbach erstellt haben, bilanzieren, dass quasi überall die Preise im Umland von Metropolen stärker angezogen haben als in den Kernstädten selbst. In peripheren Räumen mit schlechter Anbindung sieht die Lage schon ganz anders aus. Dabei sind es gerade sie, die Impulse brauchen könnten, nachdem in den vergangenen Jahrzehnten viele jüngere Menschen abgewandert sind – und mit ihnen die, die Innovationen anstoßen, Ehrenämter übernehmen, Mehrwert schaffen. Und selbst auf dem abgeschiedenen Land gleicht selten genug eine Herausforderung der anderen; mal reicht schon ein lokal verankertes Unternehmen mit Weltruf, um eine ganze Gegend in Optimismus zu versetzen, mal bluten Orte aus, obwohl es noch Bahnverbindungen, Schule und Nahversorger gibt.



Die romantische Vorstellung einer heilen Welt: Dörfer wie dieser Ort in Oberfranken wecken deutsche Sehnsüchte.

© picture-alliance/dpa/Nicolas Armer

Mehr noch als in der Stadt hängen die Perspektiven auf dem Land von Menschen ab, die Macher sind, Initiativen ergreifen, sich Neues und Ungeübtes zutrauen. Sie können nicht nur konkrete Verbesserungen anstoßen, sondern zu Vorbildern werden, die Kreise ziehen. Auch deswegen sind junge Menschen, die nach ihrer Ausbildung zurück in die alte Heimat ziehen und dort etwas aufbauen, so wichtig. Auch deswegen können gelungene Bündnisse zwischen erfahrenen Alteingesessenen und Zuzüglern mit frischen Ideen die Lebenssituationen in Orten spürbar verändern.

Gleichwertigkeit Doch auch die Politik hat sich mit den Herausforderungen unterschiedlicher Lebenswelten in Deutschland auseinandergesetzt und sie nicht zuletzt in einer Kommission zur Gleichwertigkeit von Lebensverhältnissen thematisiert. Die Aufgaben sind gewaltig – schon ein gemeinsames Verständnis von Gleichwertigkeit dürfte ein gemeinsames Verständnis von Gleichwertigkeit ermöglichen, am Wohnort arbei-

ten zu können. Bahnstrecken sind stillgelegt, Außenstellen von Hochschulen geschlossen, Ämter in Städten zentralisiert worden. Halte ich die Schule offen, in der Hoffnung auf neue Familien, oder schließe ich sie, um Kosten zu sparen? Wer stemmt die Kosten, wenn grundlegende Infrastruktur auf immer weniger Haushalte umgelegt werden muss? Ist es Menschen zuzumuten, den Lebensmitteleinkauf zum Halbtagesausflug werden zu lassen? Es sind Fragen, die sich auf politischer Ebene mit Diskussionen darüber fortsetzen, welche Ebene – Bund, Länder und Kommunen – welche Aufgaben übernimmt und wer sie bezahlt.

Die Antworten darauf gestalten sich so herausfordernd, dass eine Beschäftigung mit ihnen lange verschleppt wurde. In der Zwischenzeit haben sich die prosperierenden Regionen selbst geholfen, und den abgehängten ist die Stimme versagt. Der durch die Pandemie ausgelöste Druck auf die Lebenswelten könnte dazu beitragen, dass es nun schneller um umsetzbare Konzepte geht, deren Entwicklung überprüft und deren Erfolg gemessen wird.

Genauer hinschauen Vielleicht ziehen die jüngst durcheinandergeschüttelten Lebenswelten zudem eine Auseinandersetzung mit dem Land jenseits idyllischer

Utopien nach sich. Und das bedeutet eben nicht nur, dass Städter nach dem zehnten fehlgeschlagenen Download-Versuch erfahren, dass vernünftiges Internet keine Selbstverständlichkeit in Deutschland ist. Oder dass der Traum von ländlicher Stille nur da funktionieren kann, wo wirklich keine Zukunft mehr wartet – überall woanders wird nämlich tagsüber lautstark gearbeitet.

Es bedeutet auch, dass ein genaues Hinschauen lohnt. Wovon träumen denn Menschen, die auf dem Land leben? Was macht für sie ein „gleichwertiges“ Leben aus? Welche Alltagsaspekte betrachten sie tatsächlich als Problem – und wie gehen sie dessen Lösung an?

Im Ländlichen schlummert womöglich manches Innovationspotenzial, das fürs Urbane als Vorbild dienen könnte. Hier haben Menschen Ideen entwickelt, die für andere Gegenden mit ähnlichen Herausforderungen Impulse geben. Auch ohne Zuzug von außen wandeln sich Lebenswelten auf dem Land, nur geraten solche Veränderungen weniger ins Schlaglicht als Strömungen in Ballungsräumen.

Sicherlich kristallisieren sich dabei Orte heraus, an deren Abgehängtheit sich kaum mehr rütteln lässt – aber bestimmt auch Nischen und Räume, die überraschen, Respekt hervorrufen und die Lust machen auf ein Miteinander auf Augenhöhe. In denen sich Menschen finden, die in ihrer und für ihre Umgebung Zukunft gestalten.

Seitenblicke Einige Seitenblicke wagt diese Ausgabe, mit Blick auf Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Infrastruktur und Kultur; sei es, wenn es um originelle Ideen zur Sicherung der Daseinsvorsorge geht, um Modelle gegen die Ödnis in Ortsmitte oder um die Bedeutung von „hidden champions“ in der Provinz. Ob und in welcher Form ein Lebensmodell auf dem Land für den Einzelnen dann erstrebenswert scheint, mag jede und jeder für sich selbst entscheiden. Die Chancen, sich ernsthaft mit den unterschiedlichen Lebenswelten in Deutschland auseinanderzusetzen, stehen jedenfalls so gut wie lange nicht.

Kristina Pezzeri



Warten auf den Bus gehört auf dem Land zur Normalität.

© picture-alliance/Robert B. Fishman

EDITORIAL Landluft macht frei

VON ALEXANDER HEINRICH

Stadtluft macht frei – so hieß es seit dem Mittelalter: Leibeigene, die ihrem Grundherren entflohen waren, konnten nach „Jahr und Tag“ zum freien Stadtbewohner werden. Bis heute gehalten haben sich gegensätzliche Zuschreibungen von Stadt und Land. Hier Verdichtung, Beschleunigung, Mobilität, dort Beharrungskräfte, Tradition, der enge Horizont des Dorfes.

Beim näheren Hinschauen freilich wird man manchen provinziellen Winkel in deutschen Großstädten und andererseits eine überraschende Vielfalt in ländlichen Räumen vorfinden, die untereinander womöglich mehr Verschiedenheiten aufweisen, als es der Vergleich zur nächstgelegenen Metropole hergibt. Wie urban, wie vernetzt, wie stark in die globalisierte Welt eingebunden ein Landstrich ist, lässt sich nicht zwingend von Faktoren wie Siedlungsdichte und Abgelegenheit ableiten: Weltmarktführer finden sich in Metropolregionen ebenso wie im Ortenaukreis oder im Landkreis Vechta.

Aufgabe der Politik bei der Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse ist es nicht, Stadt und Land auf Biegen und Brechen gleich zu machen. Im Kern geht es darum, dafür zu sorgen, dass eine zur Vielfalt strebende Gesellschaft weiterhin einen gemeinsamen Nenner findet. Das wechselseitige Unverständnis und die Sprachlosigkeit, mit der sich Bewohner von Peripherie und Zentrum zuweilen gegenüberstehen, ist im US-Wahlkampf des Jahres 2016 sichtbar geworden und zuletzt beim landesweiten Protest der Gelbwesten in Frankreich. Übrig bleibt in solchen politischen Auseinandersetzungen oft nur noch das Klischee: Hier der bramarbasierende, sich an der Spitze des Fortschritts währende Metropolenbewohner, dort der rückständige Hinterwäldler. „A basket of deplorables“, ein „Korb voller Bedauernswerter“ – so hat Hillary Clinton die vor allem ländliche Anhängerschaft Donald Trumps einmal bezeichnet und ihrem Kontrahenten damit eine Steilvorlage geliefert.

Man mag einwenden, dass es hierzulande an die Grenzen des politisch Möglichen stößt, gleichwertige Lebensverhältnisse bis zur letzten Konsequenz ausbuchstabiert zu garantieren. Gleichwohl ist es ein Gebot der politischen Klugheit, an diesem Anspruch festzuhalten. Wenn Regionen den Anschluss verlieren – demografisch, technisch, bei Bildung und Gesundheitsversorgung, bei den Aufstiegschancen – dann birgt das Spaltpotenzial. Das gilt allerdings für ländliche Räume genauso wie für manchen innerstädtischen Bezirk.

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



GASTKOMMENTARE

ÜBERFORDERUNG DURCH KLIMASCHUTZ?

Entlastung tut not

PRO



Niklas Zábóji, »Frankfurter Allgemeine Zeitung«

Mehr Turbo beim Klimaschutz zu fordern ist schwer in Mode. Im gleichen Atemzug auf pendelnde Dieselfahrer und Windkraftgegner zu schimpfen...

Eher ein Glücksfall

CONTRA



Wolfgang Mulke, freier Journalist

Der Zwang zum Klimaschutz und die Digitalisierung entwickeln sich für viele ländliche Räume zu einem Glücksfall. Denn die idealistische Vorstellung vom schönen Landleben...

Herr Tebroke, immer wieder ist zu lesen, dass die Corona-Pandemie einen Trend raus aus der Stadt zum Landleben beflügelt. Sehen Sie diesen Trend auch?

Was bietet der ländliche Raum mehr als die Stadt? Selbst manche Wildtiere wie Füchse sieht man eher in der Stadt. Der ländliche Raum hat sehr viel zu bieten...

Inwiefern? Ländliche Räume unterscheiden sich insbesondere darin, ob es nahe Ballungsräume gibt oder nicht.

Ihr Wahlkreis, der Rheinisch-Bergische Kreis, grenzt an Köln, hat gute Verkehrsverbindungen und ländlichen Raum. Das stimmt. Wir haben die Vorteile zweier Welten miteinander verbunden...

In abgelegenen Regionen werden wegen des Bevölkerungsschwunds Einrichtungen stärker zentralisiert, vom Schwimmbad bis zum Krankenhaus...

Die Erreichbarkeit von Versorgungsleistungen ist ein wesentlicher Punkt, wie auch die Erreichbarkeit von Arbeitsmöglichkeiten. Wichtig ist und bleibt eine gute Verkehrsanbindung...

In Deutschland gibt es noch immer nicht flächendeckend schnelles Internet. Ja, das macht mich auch sehr ungeduldig. Natürlich lässt sich digitale Infrastruktur wirtschaftlicher in Ballungsräumen ausbauen...

Muss der Bund hier in der nächsten Wahlperiode einen Schwerpunkt setzen?



© Laurence Chaperon

Es ist dringend notwendig, da noch mehr zu tun. Sicher wurde in den letzten Jahren für den Ausbau der digitalen Infrastruktur...

Sondern? Um gleichwertige Lebensverhältnisse. Um Chancengleichheit und Kooperation. Wenn man von ländlichen Räumen spricht...

müssen stattdessen erkennen, dass der ländliche Raum und die Ballungsräume einander eine Menge bedeuten und liefern können.

Zum Beispiel? Es gibt hier eine solche Zusammenarbeit in der Region Köln/Bonn, bei der man schaut, was die jeweiligen Stärken des Ballungsraums und des ländlichen Raums sind...

Mehr Menschen auf dem Land heißt auch mehr Zersiedelung, mehr Oberflächenversiegelung, mehr Energieverbrauch durch mehr Individualverkehr.

Der Klimaschutz fordert den ländlichen Raum besonders: Er stellt den Platz für Windräder; Autofahren wird teurer. Bei der Energiegewinnung - zumal über Windkraftanlagen - gibt es ein Akzeptanzproblem...

Und beim Autofahren? Dass wir auch beim Autoverkehr mehr für den Klimaschutz tun müssen, ist auch den Menschen im ländlichen Raum bewusst. Diesbezügliche Entscheidungen müssen auf die Bedingungen vor Ort Rücksicht nehmen...

Wie können die aussehen? Ein dichtes Ladesäulen-Netz für Elektroautos? Es gibt auf dem Land durchaus Möglichkeiten, regenerative Energie dezentral und haushaltsnah zu gewinnen...

Die Fragen stellt Helmut Stoltenberg. ||

Hermann-Josef Tebroke (57) gehört dem Bundestag seit 2017 an. Der CDU-Abgeordnete und frühere Landrat des Rheinisch-Bergischen Kreises sitzt unter anderem im Finanzausschuss sowie im Ausschuss für Verkehr und digitale Infrastruktur.



PARLAMENTARISCHES PROFIL

Das Küstenkind: Hagen Reinhold

Hagen Reinhold irritiert etwas: »Die politischen Reibungsflächen in Deutschland verlaufen zunehmend zwischen städtischen Ballungsräumen und ländlichen Regionen«...

brauche kein Finanzamt um die Ecke, wenn ich alles digital regeln kann. Gerichte müssten auch nicht nah am Wohnhaus sein, sondern eher schneller Urteile fällen.

wird attraktiver - da ist das Leben auf dem Land eine Option, die mehr genutzt werden kann. Daher sehe er auch im Aufgeben dünn besiedelter ländlicher Regionen kaum einen Ausweg.

mer teurer, neue Immobilien zu bauen als alte zu erhalten - oder neue Straßen zu legen statt bestehende zu pflegen. Reinhold weiß, wovon er spricht. Er lernte nach der Mittleren Reife Maurer und Betonbauer, wurde Meister und stieg in den 1990er Jahren in die Baufirma seines Vaters ein.

DasParlament logo and contact information including address, phone, and website details.



Idyllische deutsche Provinz: Die Wachtenburg bei Wachenheim an der Weinstraße, ein beliebtes Ausflugs- und Wanderziel bei Einheimischen und Touristen.

© picture-alliance/imageBROKER/Jürgen Wackenhut

Das Herz und die Seele

ESSAY Der ländliche Raum gilt vielen als Provinz. Doch wo liegt die eigentlich und was macht sie aus?

Er war „der Mann aus der Provinz“: Kaum ein Porträt über Helmut Kohl kam ohne diese Sentenz aus. Zu Lebzeiten nicht und auch nicht nach seinem Tod. Ganz so, als sei damit alles gesagt. „Vom Politiker aus der Provinz zum Kanzler der Einheit“ und ähnlich lauteten die Überschriften der Nachrufe auf den im Juni 2017 verstorbenen Alt-Kanzler. Und zumindest in seinen Jahren als Oppositionsführer in Bonn und auch den ersten Jahren seiner Kanzlerschaft stand das Label „Provinz“ für sein vermeintliches Wesen – provinziell. Auf gut deutsch: Miefig, piefig, spießig. Kohl sei „die Verkörperung des Peinlichen und Banalen“ gewesen, attestierte die „Zeit“ 2010 im Rückblick. „Kohl wurde nicht gehasst, er wurde verachtet. Man sah in ihm nicht den gerissenen Schurken, sondern den fatalen Tölpel.“ Er war der übergewichtige und tumbe Pfälzer aus Oggersheim oder einfach „Birne“. So, wie ihn der französische Karikaturist Jean Mulatier für die Titelseite des „Spiegels“ anlässlich der Bundestagswahl 1976 gezeichnet und damit eine verächtliche Ikonographie für Jahrzehnte geschaffen hatte. In den Augen liberaler und linker Intellektueller konnte ein solcher CDU-Provinzler nicht bestehen. Schon gar nicht, solange im Bundeskanzleramt der weltmännische Helmut Schmidt (SPD) residierte. Und „Schmidt Schnauze“ zeigte wenig Hemmungen, dies den „Herrn Dr. Kohl“ mit geballter hanseatischer Attitüde spüren zu lassen. Gegen Hamburg kommt die Provinz nicht an – scheinbar.

Die Klischees Provinzler sind Hinterwäldler, Landeier, im schlimmsten Fall Bauerntölpel und Dorftrötel, leben in verschlafenen Nestern oder im letzten Kaffern wie Hintertupfingen, Possemuckel, Kleinkleckerdorf und Krähwinkel, auf jeden Fall ganz weit draußen (jwd), auf dem platten Land, in der Walachei oder der Pampa, in the middle of nowhere, dort wo sich Hase und Igel gute Nacht sagen. Soweit das Negativ-Klischee. Das Gegenbild hingegen propagiert den bodenständigen, ehrlichen und lebenslustigen Provinzler in idyllischen Naturlandschaften und pittoresken Dörfern. Im 19. Jahrhundert stand diese positive Klischee-Provinz beim gehobenen Bürgertum und der Aristokratie hoch im Kurs. Im Wörterbuch der Brüder Grimm firmiert die „Sommerfrische“ als „Erholungsaufenthalt der Städter auf dem Lande zur Sommerzeit“.

Doch die Sache hat einen Haken. Obwohl jedermann genau zu wissen scheint, was die Provinz ist und wie ihre Einwohner ticken, so gehen die Meinungen mitunter weit auseinander, wo genau die Provinz beginnt und wo sie endet. Auf der Landkarte und im Geiste. Auf die ländlichen Räume ist die Provinz jedenfalls nicht beschränkt. In Deutschland zählt gerne mal alles außerhalb der Millionenstädte Berlin, Hamburg, Köln und München oder der Metropolregionen Rhein-Ruhr und Rhein-Main zur Provinz. Doch selbst Landes-

hauptstädte wie Hannover und Stuttgart laufen Gefahr, zur Provinz degradiert zu werden. Kohls ehemalige Wirkungsstätten Mainz und Bonn allemal. Unter dem Strich bedeutet eine solche Betrachtungsweise, dass die große Mehrheit in den 80 deutschen Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern in der Provinz lebt. Selbst die Hauptstadt wird auch von gebürtigen Berlinern mitunter als provinziell empfunden. Schon in den 1960er Jahren befand der Philosoph Ludwig Marcuse, „das Wort Provinz hat seinen Sinn verloren“, ganz Deutschland sei Provinz.

Die Suche nach der Provinz führt wie so oft in der europäischen Geschichte direkt in die Antike. Als „provincia“ bezeichneten die Römer ein unter ihrer Herrschaft und Verwaltung stehendes, erobertes Gebiet außerhalb Italiens. Ableiten lässt sich der Begriff aus „pro“ (für) und „vincere“ (siegen). Wie Kriegsbeute wurden die Provinzen von Rom dann auch mitunter behandelt. Nicht ohne Grund zierte die Inschrift „SPQR“ (Senatus Populusque Romanus – Senat und Volk von Rom) die Feldzeichen der Legionen. Rom, das war die Stadt, nicht das Land. Und alle Wege führten nach Rom.

Das Sagen in den Provinzen hatten Politiker in hohen Staatsämtern, die nach Ablauf einer Amtsperiode in Rom als Statthalter in die Provinz geschickt wurden. Da sie sich mitunter für ihre pompösen Wahlkämpfe in ebenso pompöse Schulden stürzten, nutzen sie den Provinzposten gerne zur Sanierung des eigenen Geldbeutels. Bekanntestes Beispiel ist Gaius Verres, der sich in den Jahren 73 bis 71 v. Chr. als Statthalter von Sizilien den Ruf eines wahren Mafia-Paten erwarb, die Provinz nach Herzenslust ausquetschte und im Sumpf der Korruption versinken ließ. Überliefert

ist der Fall der Nachwelt durch den Prozess, den der berühmte Politiker, Schriftsteller und Anwalt Marcus Tullius Cicero gegen Verres anstrebte und gewann. Ein Einzelfall blieb der Amtsmisbrauch nicht: „Arm kam er in die reiche Provinz, reich verließ er die arme“, wurde zur geflügelten Redewendung, und in gewissem Sinne gilt sie bis heute. In den verarmten ländlichen Gebieten der USA traf Donald Trump mit seinen Tiraden gegen „die korrupten Eliten in Washington“ nicht ohne Grund den Nerv der Rednecks.

Einer, der über viele Jahre Provinzferfahrung hat sammeln müssen, ist der römische Dichter Ovid. Kaiser Augustus verbannte ihn nach Tomis in die „Provincia Moesia“. Etwas zu frivol soll dem sittenstrengen – aus heutiger Sicht vielleicht provinziellen – Augustus Ovids Werk über die „Liebeskunst“ ausgefallen sein. Auf der neuzeitlichen Landkarte findet sich das antike Tomis in der rumä-

nischen Großstadt Constanta am Schwarzen Meer wieder. Auf Ovids Landkarte jedoch war er am Allerwertesten des Imperiums und damit der zivilisierten Welt gestrandet. Und so klagte der hippe Großstadt-Dichter über sein Schicksal: „Kein liebenswürdiger Ort ist's, und auf der Welt kann es nichts Düsteres geben als ihn, oder die Menschen, kaum sind die Menschen noch wert dieses Namens und übertreffen gar Wölfe an grausamer Wut.“ Wenn Berliner Journalisten heute über die Tristesse der abgehängten und von Nazis bevölkerten brandenburgischen Provinz schreiben, dann klingt das ganz ähnlich.

Erhalten geblieben ist uns die römische „provincia“ als Name für eine der schönsten Regionen Europas: die Provence. Als eine der ersten Besitzungen außerhalb Italiens kam die Region ab 125 v. Chr. unter römische Herrschaft und blieb es als „Pro-

vincia Gallia Narbonensis“ für rund 600 Jahre, bis sie von den „barbarischen“ Westgoten überrannt wurde.

Als provinziell geht die zwischen Rhone, Alpen und Mittelmeer gelegene Region heute nun wahrlich nicht mehr durch. Der Côte d'Azur mit ihren mondänen Stränden und Städten wie Nizza, Saint-Tropez und Cannes haftet so gar nichts hinterwäldlerisches an, eher das Flair des Jet Sets. Marseille, Orange und Avignon zeugen vom griechisch-römischen Erbe, den Päpsten und alten Verbindungen in die arabische Welt des Maghreb. Und über allem hängt eben nicht der Gestank von Kuhställen und Pferdewerks, sondern der Duft von Lavendel, Bouillabaisse und Rotwein.

Ganz in der Nähe der Provence, zumindest in der Lesart des Pfälzer Kabarettisten Christian Habekost, liegt Helmut Kohls Heimat. Der kleine Landstrich mit 54.000 Quadratkilometern und rund 1,4 Millionen

Einwohnern sei die einzige Region Deutschlands, „die am Mittelmeer liegt“, schreibt Habekost in seiner „Gebrauchsanweisung für die Pfalz“. Überhaupt sei dieser Landstrich, „wo Pinien und Zypressen am Wegesrand stehen, wo Feigenbäume wachsen und Mandeln blühen“ im Sinne Hegelscher Dialektik die Synthese aus der These „Provinz“ und Antithese „Provence“. Die Pfalz sei „urdeutsch und mediterran, kosmopolitisch und provinziell, hipp und bodenständig, heimatverbunden und welttoffen“. Zu einer ähnlichen Einschätzung kam Kohl bereits Ende der 1950er Jahre in seiner Doktorarbeit über „Die politische Entwicklung in der Pfalz und das Wiedererstehen der Parteien nach 1945“. Sie beheimatete „einen fröhlichen und weltoffenen Menschenschlag, der viel Sinn für das gesellschaftliche Zusammenleben und die Freuden der Zeit hat und dem dogmatisches Denken abgeneigt ist. Neben einem ausgeprägten Sinn für Toleranz besteht jedoch häufig ein allzu starkes und unangenehmes Selbstwertgefühl.“ In diesem „lautstarken Auftreten“ habe auch der „Pfälzer Kriecher“ seinen Ursprung, befand der zukünftige rheinland-pfälzische Landesvater, der von 1969 bis 1976 in Mainz regieren sollte.

Das Selbstwertgefühl des „Pfälzer Kriechers“ war denn auch tief getroffen, als 1991 Ulrike Folkerts in der Rolle der Ludwigshafener Kriminalhauptkommissarin Lena Odenthal im fiktiven 120-Seelen-Dorf Zarten den Mord an einem rumänischen Spätaussiedler aufklären sollte. „Tod im Häckler“ nannte sich der dritte vom Südwestfunk produzierte „Tatort Ludwigshafen“, der die Pfälzer derart empört aufkreischen lassen sollte, dass es bis in die Landeshauptstadt Mainz zu hören war. Entgegen dem in Tourismusprospekten verbreiteten Image des weltoffenen und mediterranen „Toskana Deutschlands“ inszenierten die „Tatort“-Macher das Klischee

von den harten, verbohrt und vom Inzest gezeichneten Provinzler in der ökonomisch und kulturell abgehängten Westpfalz. Selbst der rheinland-pfälzische Landtag sah sich genötigt, über das „Zerbild eines ‚pfälzisch Sibriens‘“ zu debattieren. Und die linke „taz“ kommentierte süffisant, man könne es „Herrn Dr. Kohl“ nicht verdenken, wenn er dem SWF ein geharnischtes Protestschreiben aus dem Kanzleramt zukommen lasse. Der Krimi versinke „in einer grotesken Überzeichnung provinzieller Zurückgebliebenheit“.

Dabei hatte Kohl die pfälzische Provinz doch erst zur Bühne der Weltpolitik gemacht. Nicht in Bonn und nicht in Berlin, sondern im beschaulichen Deidesheim an der Weinstraße verhandelte Kohl mit den Großen der Welt über Europas Zukunft und die Rolle Deutschlands. Und das Ganze in seinem Lieblingsrestaurant „Deidesheimer Hof“ bei heimischen Spezialitäten auf

Sternekoch-Niveau wie Kartoffelsuppe, Bratwurst und Sauerkraut, Leberknödeln und Saumagen sowie der ein oder anderen Flasche Pfälzer Spitzen-Riesling. Alles, was Rang und Namen hatte, tingelte mit dem Kanzler nebst Ehefrau Hannelore durch die Provinz, wahlweise mit Besuch des Speyerer Doms und Kohls Bungalow in Ludwigshafen-Oggersheim. Francois Mitterrand und Jacques Chirac kamen aus Paris, Michail Gorbatschow und Boris Jelzin aus Moskau, George Bush und Bill Clinton aus Washington. Sie alle erlagen Kohls „Saumagen-Diplomatie“, wie der „Spiegel“ nicht ohne Anerkennung analysierte, und ließen sich in der heimeligen und persönlichen Atmosphäre davon überzeugen, dass weder von der alten Bundesrepublik noch von einem vereinten und größeren Deutschland eine Gefahr für Europa und die Welt ausgeht. Nur bei Maggie Thatcher stießen weder der Saumagen noch Kohls Jovialität auf Gegenliebe. Die britische Premierministerin blieb eisern.

„In der Tat: Kohl ist provinziell“, schrieb der Journalist Heribert Prantl 2001 anlässlich dessen 70. Geburtstag. Und fügte zu gleich an: „Wer freilich Provinz gleichsetzt mit Dummsdorf, ist selbst provinziell.“ Der Alt-Kanzler habe die Staatsmänner der Welt eben so kennen gelernt, wie man in der Provinz Menschen kennen lernt: „Man fragt sie nach Herkommen, Elternhaus, man sucht nach Gemeinsamkeiten.“ Selbst der bayerische Ministerpräsident Franz-Josef Strauß (CSU) habe den Pfälzer und seinen Politikstil gänzlich unterschätzt, als er prognostizierte, Kohl werde nie Kanzler, weil ihm „die charakterlichen und geistigen Voraussetzungen“ fehlten. „Da verkannte einer, der so gern die Kraft der Provinz spielte, was die Kraft der Provinz wirklich ist“, befand Prantl.

Die Kraft der Provinz mussten schon die alten Römer anerkennen. Im Jahre 98 n. Chr. gelangte mit Kaiser Trajan erst-

mals ein Mann aus der Provinz an die Spitze des Imperiums. Der aus Südspanien stammende Trajan machte sich schnell einen Namen mit innenpolitischen Reformen, das Reich erlebte seine größte territoriale Ausdehnung, und er galt bereits den zeitgenössischen politischen Kommentatoren als „der beste“ Kaiser, der ein „äußerst glückliches Zeitalter“ einleitete. „Der Provinzler ist, aufs Ganze gesehen, politisch und sozial leistungsfähiger als der Großstädter“, schrieb der Schriftsteller Carl Amery. Vielleicht hat er ja recht.

»Nah bei de Leut« Es gibt natürlich Gegenbeispiele, die des Scheiterns. In den 2000er Jahren stürmte erneut ein Politiker aus der pfälzischen Provinz auf die bundespolitische Bühne: Kurt Beck. Der Sozialdemokrat schien eine Art Wiedergänger Kohls zu sein, nur mit anderem Parteilbuch. Wie Kohl aus „einfachen Verhältnissen“ stammend und zum Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz aufgestiegen, mit seiner barocken Leibesfülle dem Appetit des Alt-Kanzlers auf Deftiges in nichts nachstehend und mit einem ebenso aufbrausenden Naturell gesegnet. Beck, „ganz nah bei de Leut“, konnte einen aufgebrachten Bürger schon mal auffordern, „das Maul zu halten“, so wie Kohl zum Entsetzen seiner Leibwächter drauf und dran war, dem eierwerfenden Demonstranten von Halle das selbige auf gut pfälzisch „zu stopfen“. Und genau wie Kohl musste Beck die Erfahrung machen, dass der hemdsärmelige Charme der Provinz in der Hauptstadt schnell auf Hohn und Spott stößt. Auch in der eigenen Partei. Dabei war der gelernte Elektrotechniker aus der Südpfalz, Sohn eines Maurers und einer Hausfrau, ein durchaus glaubwürdiger Vertreter der einstigen Arbeiterpartei. Doch kann so einer Kanzler? Die SPD meinte nein. Beck trat 2008 nach nur zwei Jahren als Bundesvorsitzender zurück.

In einem Interview mit der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ befragt, ob er die Bezeichnung „provinziell“ denn auch als Kompliment verstanden habe, verneinte dies Beck: „Weil ich wusste, dass es nie als Kompliment gemeint war.“ Dabei sollte es genau dies sein – ein Kompliment. Wer es nicht glaubt, der mag in die rheinland-pfälzische und nordrhein-westfälische Provinz an Prüm und Ahr, Erft und Rur schauen. Dort stehen die Provinzler Sei' an Sei' und schippen den Schlammsack aus den Wohnzimmern ihrer Nachbarn. Hemdsärmelig, aber sozial leistungsfähig, „Provinziell muss die Welt werden, dann wird sie menschlich“, war sich der selbsterklärte „Provinzschaffler“ Oskar Maria Graf sicher. Oder anders ausgedrückt: Das politische Herz Deutschlands mag in Berlin schlagen, seine Seele aber wohnt in der Provinz.

Alexander Weinlein



Weltpolitik in der Provinz: Helmut Kohl (rechts) und der sowjetische Generalsekretär Michail Gorbatschow (Mitte) am 10. November 1990 in Deidesheim. © picture-alliance/dpa

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



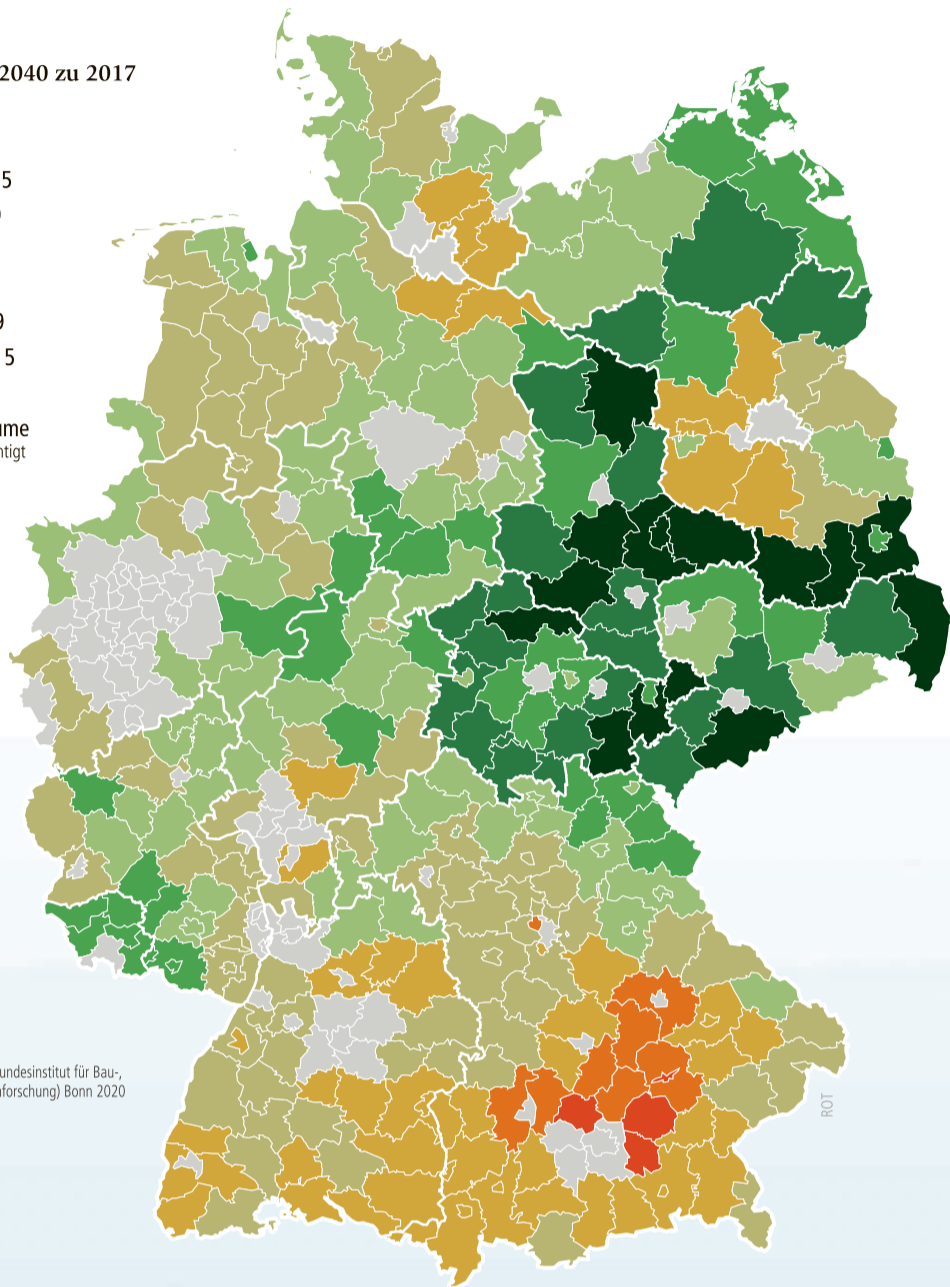
Das Land in Zahlen

Bevölkerungsentwicklung auf dem Land

Prognose für die deutschen Landkreise und kreisfreien Städte für den Zeitraum 2017 bis 2040

Veränderung 2040 zu 2017 in Prozent

- < -21 %
- 21 bis < -15
- 15 bis < -9
- 9 bis < -3
- 3 bis < +3
- +3 bis < +9
- +9 bis < +15
- ≥ +15
- Ballungsräume nicht berücksichtigt

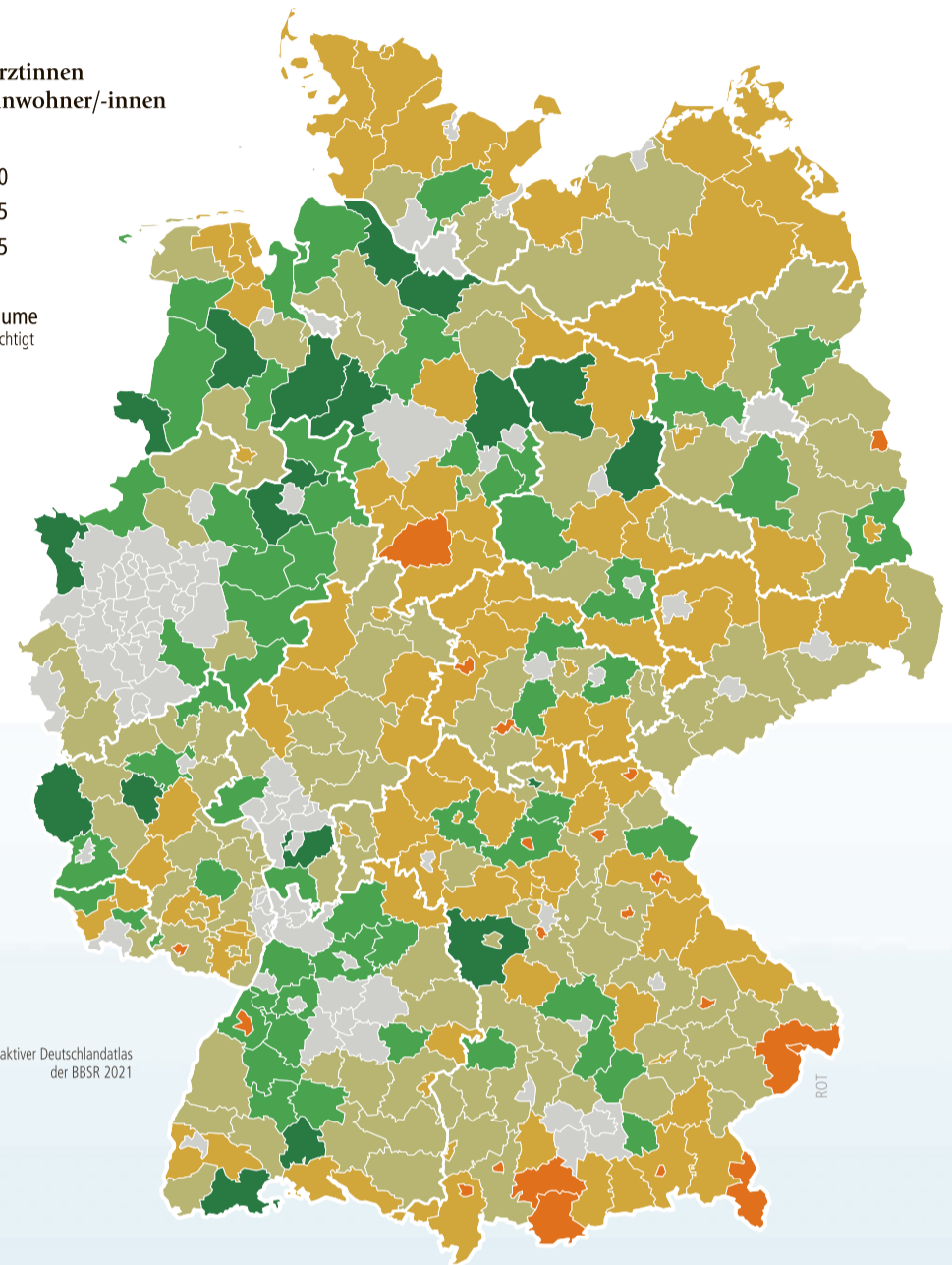


Quelle: BBSR (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung) Bonn 2020

Versorgung durch Hausärzte

Werte für die deutschen Landkreise und kreisfreien Städte für das Jahr 2017

- < 55
- 55 bis < 60
- 60 bis < 65
- 65 bis < 75
- ≥ 75
- Ballungsräume nicht berücksichtigt



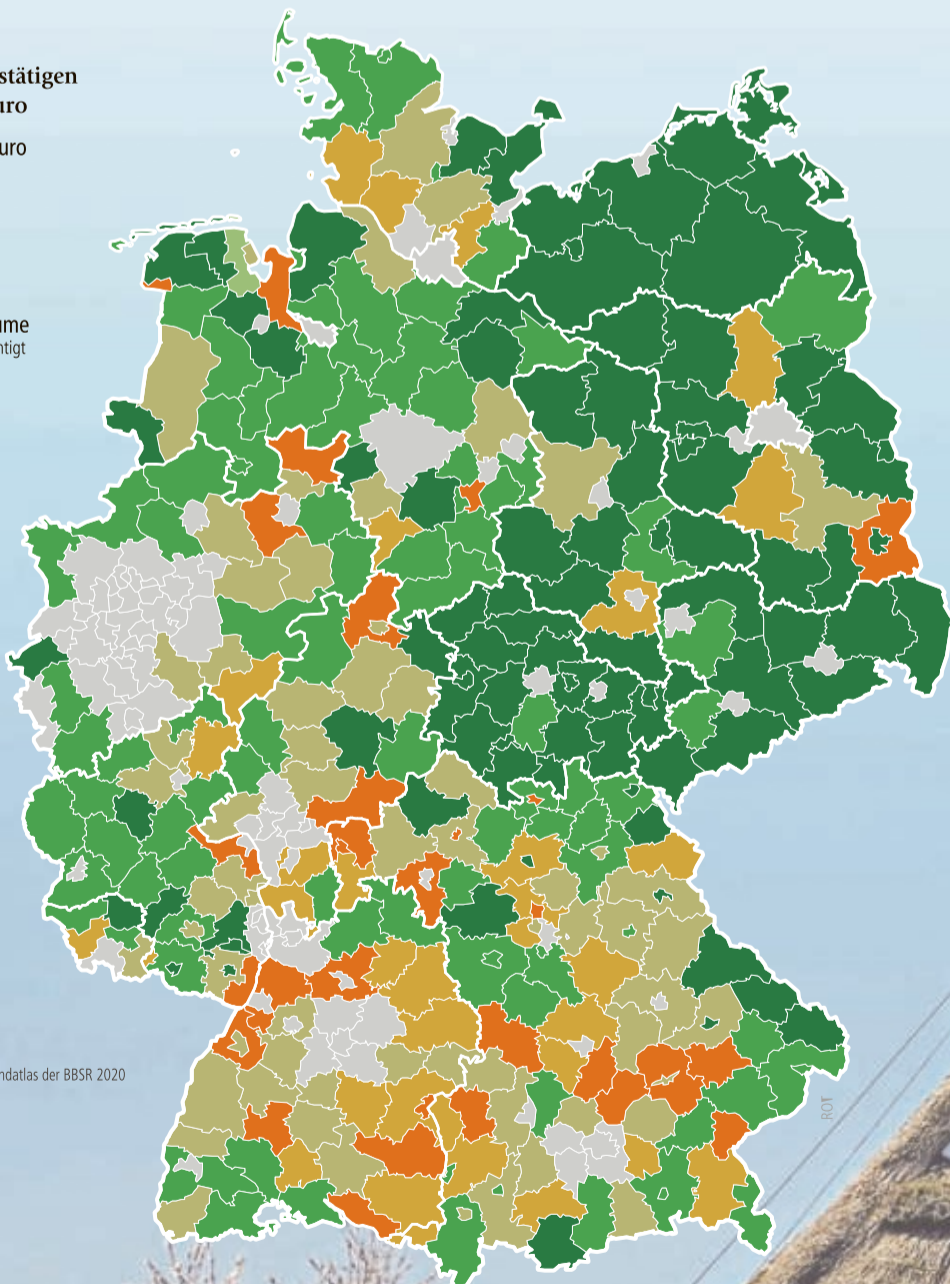
Quelle: Interaktiver Deutschlandatlas der BBSR 2021

Bruttoinlandsprodukt in Deutschland

Werte für die deutschen Landkreise und kreisfreien Städte für das Jahr 2016

BIP je Erwerbstätigen in Tausend Euro

- < 60 Tsd. Euro
- 60 bis < 65
- 65 bis < 70
- 70 bis < 75
- ≥ 75
- Ballungsräume nicht berücksichtigt



Quelle: Deutschlandatlas der BBSR 2020

Unternehmenssitze von Hidden Champions

Standorte in deutschen Kleinstädten

Standorte und Anzahl Unternehmen

- 1
- 2
- 3
- 4
- ...
- Ballungsräume



Quelle: BBSR 2018



Kombibus und Tante Emma

DASEINSVORSORGE Mit innovativen Konzepten sollen ländliche Räume attraktiv werden – zwei strukturschwache Regionen in Brandenburg und Thüringen zeigen, wie es geht

Vorne Reisebus und hinten Lkw – auf den Straßen in Schweden, Norwegen und Finnland ist dieser Anblick nichts Besonderes. Reisebusse, die auch Fracht aufnehmen, verkehren zwischen weit entfernten, dünn besiedelten Regionen. Den Kombibus gibt es in skandinavischen Ländern seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Der mit Frachteil ausgestattete Bus bringt auch heute noch in vielen Regionen die Post, versorgt Geschäfte und regionale Unternehmen. Dafür wurden Verkehrsknotenpunkte geschaffen, an denen mit modernster Dispositionstechnik der Frachtverkehr abgewickelt wird und die Passagiere zusteigen. Inzwischen gilt der Kombibus auch anderen ländlichen Regionen in Europa als Beispiel, um dort Versorgung und Mobilität sicherzustellen. In Deutschland fährt der kombinierte Bus seit 2011 in der Uckermark und hat sich zu einem Erfolgsmodell entwickelt, das beispielhaft für andere Regionen ist. Die Uckermark im äußersten Nordosten Brandenburgs gehört zu den strukturschwächsten Regionen in Deutschland mit hoher Arbeitslosigkeit und Abwanderung. „Mobilität ist der Erfolgsfaktor für die gesellschaftliche Teilnahme – sowohl für den ländlichen Raum als auch für die Stadt“, sagt Anja Sylvester, Geschäftsführerin der LandLogistik GmbH. Dabei geht es darum, dass die Bewohner Arbeitsplätze, Arztpraxen oder den Dorfladen erreichen können. „Wenn wir durch eine bezahlbare Logistik

neue Absatzmärkte generieren, sichert das auch Arbeitsplätze“, sagt Sylvester. Das werde aber in solchen Regionen wie der Uckermark nur geschafft, wenn bereits bestehende Fahrten genutzt würden. „Denn jedes Fahrzeug, das man extra auf die Straße setzt, ist nicht profitabel.“ So simpel die Idee des kombinierten Verkehrs klingt, so aufwändig ist die Umsetzung. Zunächst haben die Verantwortlichen von der Uckermärkischen Verkehrsgesellschaft (UVG) zusammen mit Partnern ein Konzept erarbeitet, wie verschiedene Ressourcen gebündelt werden können. Ein Busnetz mit Fahrplan und Haltestellen gab es bereits. Jetzt kam es darauf an, Leerfahrten zu vermeiden und zusätzlich Kunden für den Gütertransport zu gewinnen. Zuerst haben sich die Projektverantwortlichen an Postdienstleister gewandt. Doch die haben abgewunken. Und auch für Privatpersonen blieb die Lieferung von sperrigen Gütern und Waren mit dem Bus problematisch. „Wir können nicht bis an die Haustür liefern, wie beispielsweise der Paketdienst“, erklärt Steffi Pohlen von der UVG. Die Menschen müssten also zur Haltestelle kommen und dann ihre Lieferung selbst nach Hause bringen. Das ist mit zusätzlichem Organisationsaufwand verbunden. Dafür zeigten lokale Produzenten umso mehr Interesse. So kann beispielsweise der Käseproduzent ohne extra Aufwand ein Hotel in der Region beliefern oder ein Gemüsebauer den Dorfladen. Davon profitieren alle. „Das wurde praktisch ein Selbstläufer“, freut sich Pohlen. Auch



Die uckermärkischen Linienbusse transportieren Pakete aller Art für Privatpersonen und Unternehmen entlang des Haltestellen-Netzes.

© picture-alliance/ZB/Bernd Setnik

neue kleine Dorfläden entstanden so, beispielsweise in der Tourismusinformation Warnitz. „Jeder Bus kann ein Kombibus sein“, sagt Pohlen. Der bestehende Fahrplan wird nicht verändert. Dafür können die Busse Waren im Kofferraum mitnehmen oder mit einem Anhänger, wenn sie größer sind. Der Service gilt auch für Hotels, die das Gepäck ihrer Gäste oder Fahrräder transportieren lassen wollen. Aktuell muss noch per Telefon, Fax oder Mail gebucht werden. An einem digitalen Buchungssystem, das die Möglichkeiten erheblich erweitert, wird gearbeitet. „Im ländlichen Raum fehlt es an Mobilität, Logistik, Daseinsvorsorge und Innovation.“



Auch Hotels werden dank Kombibus mit heimischen Waren beliefert.

Da gibt es sehr viel Potenzial“, meint Anja Sylvester. So könnten auch die Rufbusse, die nur nach Bedarf fahren, in das Konzept der Gütermithnahme integriert werden. Allerdings gibt es dafür bürokratische Hürden. Da der öffentliche Nahverkehr subventioniert wird, darf die Gütermithnahme nur genutzt werden, wenn auch ein Fahrgast drin sitzt, wie Sylvester erklärt.

Digitaler Tante-Emma-Laden Gedanken über den ländlichen Raum und seine Zukunft hat sich auch Peter John gemacht. Der gebürtige Thüringer sah jahrelang, wie immer mehr Infrastruktur aus den Dörfern seiner Heimatregion verschwand. 2004 hatten er und ein paar Mitstreiter die Idee, einen voll digitalen Markt zu entwickeln, von dem auch die älteren Menschen in den Dörfern profitieren sollten. „Vielleicht können wir damit die ländliche Region wieder beleben“, so war seine Idee. Dabei wollte der IT-Experte John ein System entwickeln, das bezahlbar, aber auch sicher ist. „Wir haben uns dann Stück für Stück an eine funktionierende Lösung herangearbeitet“, sagt er. 2020 eröffnete in Altengottern in der Nähe von Mühlhausen der erste digitale 24-Stunden-Supermarkt – ganz ohne Personal.

„Bei jeder Eröffnung, die wir tätigen, ist vier Wochen jemand von unserem Team dabei, um die Bürgerinnen und Bürger in dem Ort mitzunehmen“, sagt John. Denn vor dem Einkauf müssen sich die Kunden einmalig registrieren und bekommen eine Chipkarte mit Pin, die dann Zutritt zum

digitalen Markt verschafft. „Das können aber auch die älteren Leute, weil das wie eine EC-Karte funktioniert, mit der sie dann auch bezahlen“, sagt John. Die ausgewählten Produkte müssen gescannt werden, das Bezahlsystem sagt die einzelnen Preise und den Gesamtpreis an. „Wenn irgendetwas partout nicht funktioniert, haben wir einen Sicherheitsdienst, der sich raufschaltet und den Kunden hilft“, sagt John. In dem Markt sind zahlreiche Kameras installiert, nicht nur um Diebe abzuhalten. Dem Marktchef ist vor allem die Sicherheit seiner Kunden wichtig. Falls jemand hinfällt oder ohnmächtig wird, kann der Sicherheitsdienst schnell Hilfe holen. Das Konzept des digitalen Tante-Emma-Ladens geht auf. Schon nach dem ersten Jahr ist der Markt in Altengottern profitabel. Rund 1.500 Kunden haben sich bislang registrieren lassen – nicht nur aus Altengottern, sondern auch aus dem Umland.

In dem neu errichteten zehn Mal zehn Meter großen Neubau finden sich Lebensmittel, frisches Obst und Gemüse, Brot von regionalen Bäckern, Fleisch und Wurst vom Landfleischer sowie Waschmittel und Drogerieartikel. Rund 1.200 Produkte umfasst das Sortiment. Besonderen Wert legt John auf die Zusammenarbeit mit regionalen Erzeugern. Für den Bäcker oder Fleischer

vor Ort sei der Markt keine Konkurrenz, stellt John klar. Denn deren Öffnungszeiten seien oft nicht sehr lang und so könnten sie auch ohne zusätzliches Personal mehr verkaufen. Einige Produkte gibt es auch in Bio-Qualität. „Wir müssen uns aber dem Einkaufsverhalten anpassen“, sagt John. Die Nachfrage nach Bio-Produkten steige jedoch auch in Altengottern.

Der neue 24-Stunden-Dorfladen wurde auf einem Grundstück der Kommune errichtet, deren Eigenanteil sich auf rund 150.000 Euro beläuft, für die es aber Fördermittel gibt. „Wir arbeiten immer mit den Kommunen zusammen. Das ist uns ganz wichtig, denn der Bürgermeister muss hinter dem Konzept stehen“, sagt John. Für den Betreiberzeitraum wird zudem vereinbart, dass kein direkter Einzelhandelskonkurrent gegenüber einem Supermarkt aufmacht.

Inzwischen haben allein in Thüringen 14 Gemeinden Fördergelder für den Bau dieses digitalen Dorfladens beantragt. „Wir sind jetzt in der Planungsphase“, sagt John. Von Thüringen soll die Expansion aber weiter gehen. Kommunen in Bayern und Sachsen haben schon Interesse gezeigt und angefragt.

Susanne Kreuzmann | Die Autorin arbeitet als Journalistin in Berlin.

Dank Kombibus kann der Käseproduzent bequem ein Hotel in der Region beliefern.

Digitales Rathaus und trotzdem nah an den Menschen

VERWALTUNG In Tangerhütte hat die Stadtverwaltung viele Dienste digitalisiert. Und erleichtert damit die Kommunikation mit ihren Bürgern

Das Rathaus von Tangerhütte, ein roter Jahrhundertbau mit Giebeln und einem wichtigen Eckturm, passt in jede Hosentasche. Kitaplatzanmeldung, Grundstückskaufantrag oder Gewerbeanmeldung? Das funktioniert alles in Tangerhütte, einer 10.700-Einwohner-Stadt irgendwo zwischen Berlin und Hannover, auch übers Smartphone. Die Stadtverwaltung ist seit April 2020 Pionier in Sachen niedrigschwelliger Kommunikation und baut Brücken zwischen Bürger und Staat ebenso auf wie sie Hemmschwellen gegenüber Verwaltungsleistungen abbaut. Schon jetzt erfüllt die Kommune das vom Land Sachsen-Anhalt beschlossene Onlinezugangsgesetz, nach dem bis Ende 2022 Dienste der Verwaltungen auch online anzubieten sind. Wie ist es dazu gekommen? „Es kam aus uns heraus“, versucht Bürgermeister Andreas Brohm zu erklären. „Es war intrinsisch. Keine Order von oben trieb uns an.“ Tatsächlich mag der Ausgangspunkt in der Wahl des Parteilosens zum hauptamtlichen Bürgermeister liegen. Das war 2014, als er mit 72,7 Prozent der Stimmen ins Amt kam: Zwar in Tangerhütte geboren und aufgewachsen, war Brohm in die so genannte weite Welt gezogen, studierte Betriebswirtschaftslehre, wurde Manager von Musicals, tourte mit ihnen

durch Europa. „Ich übernahm als Verwaltungsfremder das Bürgermeisteramt“, sagt er. „Da fing ich bei null an, konnte so aber auch viel hinterfragen.“ Wird tatsächlich wie in der Stellenbeschreibung gearbeitet? Was geht schneller und einfacher? Schnell zeigte sich: Mit Digitalisierung kommt man rasch voran. Es bildete sich eine Gruppe von Mitarbeitern. Die Corona-Pandemie wirkte, dann, mitten in deren Planungen, wie ein Brandbeschleuniger. „Wir hatten bereits das Werkzeug in der Schublade“, sagt Brohm. „Also legten wir los.“ Und man war überrascht, dass es einfacher ging als erwartet. Geholfen hatte das Softwareunternehmen Innocon Systems, welches anderen Kommunen vorher erfolgreich ein Verwaltungsprogramm angeboten hatte. Nur die Listung im Apple-Store als App dauerte vier Monate, weil man den Amerikanern erst einmal erklären musste: Was ist das, eine Kommune als App? Mittlerweile sind über zehn Prozent der Einwohner online registriert und nutzen die 28 möglichen Anwendungen; analog blei-

»Wir mussten den Amerikanern erst erklären: Was ist eine Kommune als App?«

Andreas Brohm (parteilos), Bürgermeister

zeige sich der „Fluch des Föderalismus“. Bei Kitaplätzen zum Beispiel: „Die habe ich, aber vergeben tut sie der Landkreis.“ Dabei werde übersehen, dass die Bürger mit dem „Staat an sich“ in Kontakt treten und seine Dienste in Anspruch nehmen wollen. „Und meist klingeln sie zuerst bei der Kommune, die ist halt am nächsten dran.“



Rathaus in Tangerhütte – mit Bürgermeister.

© picture-alliance/dpa/Klaus-Dietmar Gabbert

Technisch sei es möglich, das digitale Rathaus so zu bauen, dass darüber auch Prozesse abgewickelt werden, die woanders entschieden werden. „Aber dann müssten Zuständigkeiten verschoben werden, und da gibt es an verschiedenen Stellen Widerstand.“ Brohm sieht die generelle Gefahr einer Verhaspelung von Kompetenzen.

„Der Bund interessiert sich zum Beispiel sehr für den digitalen Personalausweis, aber ihn erklären müssen wir vor Ort.“ Das sei mitunter ein Grund, warum er kaum angenommen werde.

Ein nahbarer Bürgermeister, ein Rathaus schneller und näher an den Bürgern – diese Entwicklung steht auch im Zeichen,

Tangerhütte im Ländlichen Raum als attraktiven Ort zu gestalten. Die Stadt in der Altmark, die erst eine wurde durch die Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete Eisenhütte, erlebte nach dem Fall der Mauer wirtschaftlichen Abschwung und demographischen Schwund. Die Bürger verteilen sich auf eine Fläche, die halb so groß ist wie Berlin. Heute gilt es, den Bestand zu halten: Hundert Einwohner verliere die Stadt im Jahr, „aber nicht mehr durch Wegzug“, sagt Brohm. „Diese Zahl ist die Differenz aus Geburten und Sterbefällen.“ Was ist die wichtigste Erkenntnis der Rathausdigitalisierung? „Beim Prozess kam heraus, wie wichtig für die Bürger das Miteinander ist. Die Kunden wollen die Stadtverwaltung sehen, mit uns reden.“ Daher schaffe die Digitalisierung Kapazitäten, „sodass wir in der Verwaltung mehr Zeit erhalten, die wir in die direkte Kundenpflege fließen lassen können.“

Jan Rüböl | Der Autor ist freier Journalist in Berlin.

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



In der Mitte klafft ein Loch, außenherum wartet saftiger Schmalz mit ganz viel Zucker: Donuts stehen bei Süßmälern hoch im Kurs. Doch während das Fettgebäck manchen Gaumen erfreut, hat seine Form bezogen auf Siedlungen fatale Wirkungen. In der Mitte verödet der Kern mit leerstehenden Gebäuden und Geschäften, an den Rändern sprießen Einfamilienhausgebiete aus dem Boden. „Donut-Dörfer“ werden solche Orte genannt, und vielerorts sind sie längst Realität geworden. Ungeachtet politischer Beteuerungen und Appellen verschwinden täglich fast 60 Hektar Fläche unter Asphalt, Stein und Beton – nicht nur für Wohngebäude, aber auch; und vor allem auf dem Land, wo Boden deutlich günstiger als in Ballungsräumen zu haben ist. Ihr Ziel, die derzeitige Flächeninanspruchnahme bis 2020 zu halbieren, hat die Bundesregierung kurzerhand auf 2030 verschoben. Mehr noch, hat sie mit dem neuen Baulandmobilisierungsgesetz zum Ende der Legislaturperiode erneut Möglichkeiten geschaffen, gerade an den Ortsrändern schneller und unbürokratischer neue Baugebiete auszuweisen. Und das, obwohl die Folgen solcher Siedlungsentwicklung fatal in jeder Hinsicht und bekannt sind: Ein Dorf ohne Mitte verliert Treffpunkte, den Zusammenhalt und damit Lebenswert. Der Autoverkehr nimmt zu, weil kaum ein Wohngebiet am Rand ausreichend mit öffentlichem Nahverkehr erschlossen ist oder Kindergarten, Einkaufsmarkt und Sportstätte fußläufig zu erreichen sind. Die ausgefranzten Siedlungsränder schließlich lassen nicht selten ökologische Baukultur vermissen; von den ökologischen Folgen der Versiegelung ganz zu schweigen.

Dabei gibt es längst Beispiele, wie Gemeinden ihre Entwicklung in eine andere Richtung steuern können. In Nordrhein-Westfalen hat das Programm „jung kauft alt“ Schule gemacht, bei dem Familien zum Kauf leerstehender Bestandshäuser im Ort animiert und bei der Sanierung unterstützt werden. Im Landkreis Barnim nordöstlich von Berlin schlagen die „Häuserretter“, eine private Initiative, bei leerstehenden Gebäuden und Hofstellen Alarm. Das nordhessische Wanfried schaffte es in die Schlagzeilen mit dem Coup, gezielt Senioren aus den Niederlanden als Käufer für die sanierungsbedürftigen Fachwerkhäuschen im Zentrum zu gewinnen – auch hier wurde niemand mit der herausfordernden Sanierung auf Basis historischer Baustoffe allein gelassen.

Bauen im Bestand Im Landkreis Schweinfurter Land ist im Lauf der Jahre ein eigenes Internetportal entstanden, auf dem neben aktuellen Baulücken und innerörtlichen Leerständen auch Tipps zum Bauen im Bestand veröffentlicht werden. Welche Baustoffe sind für die Region typisch? Wie haben es andere gemacht? Welche Handwerker helfen mir, und wie komme ich an Fördermittel? Das Portal geht auf eine Strategie des Landkreises zurück. Die einzelnen Gemeinden haben dafür zusammengearbeitet – keine Selbstverständlichkeit, kämpft doch gern jedes Rathaus für sich allein um neue Bewohner und die damit verbundenen Steuereinnahmen.

Der Vorlauf für dieses Konzept war lang. Von 2006 an stand der Landkreis Pilot für den Aufbau einer Flächenmanagementdatenbank. Damit lassen sich potenziell neue Bauflächen erfassen und verwalten, also Baulücken, Brachflächen, Leerstände und alte Bauernhofensembles. Die Gemeinden lernen dort zudem, welche Daten sie von Eigentümern abfragen müssen, wie sie die dann auswerten und Steckbriefe für die Einzelobjekte erstellen – um die dann zu vermarkten. Ein Handbuch mit dem Titel „Altes schätzen und Neues schaffen“ dokumentiert herausragende Gebäude – zum Beispiel, wie aus einem alten Wohnhaus geworden ist, aus einer alten Schule ein Dorfgemeinschafts-

Neue Mitte wagen

BAUEN Gegen »Donut-Dörfer« und hohen Flächenverbrauch gibt es Mittel, Wege und Mut machende Modellbeispiele



Waldsassen in Nordbayern: Der Bürgermeister hat der Stadt mit einer klugen Baupolitik zu neuem Stolz und Identitätsbewusstsein verholfen.



© Stadt Waldsassen/Matthias Kunz

haus, oder wie Hofensembles sinnvoll mit Anbauten ergänzt werden, um so Platz für mehrere Familien zu schaffen. Damit die Bemühungen um die Ortsmitten nicht nachlassen, sitzen in vielen Rathäusern „Innenentwicklungslotsen“, die sich federführend und ehrenamtlich um das Thema kümmern. Das können Erste Bürgermeister genauso wie Mitarbeiter in den Bauverwaltungen sein; sie treffen sich regelmäßig im Landratsamt, tauschen sich aus und nehmen an Schulungen teil. Dass die Orte gar nicht mehr am Rand wachsen, heißt das freilich nicht. Das Schweinfurter Land liegt zwischen Würz-

burg und Bamberg mit der Stadt Schweinfurt als direkt angrenzendem Wirtschaftsstandort, die steigenden Preise in den Städten treibt auch hier die Familien aufs Land. Schrumpfende Dörfer gibt es fast nicht mehr. Aber die Dörfer wachsen eben mit Augenmaß.

Weniger Kosten Die Bilanz der ersten zehn Jahre Innenentwicklungsstrategie kann sich jedenfalls sehen lassen – auch in finanzieller Hinsicht: Die Interkommunale Allianz Oberes Werrtal, ein Verbund von zehn Gemeinden innerhalb des Landkreises, hat in zehn Jahren dank ihrer Innen-

entwicklungsstrategie 50 Hektar Neubaueisung verhindert und 270 Leerstände gefüllt, wie eine Evaluierung von 2017 ergab. Die zugleich eingesparten elf bis 14 Kilometer Straße und Leitungsinfrastruktur bewahrte die Gebührenzahler auf 20 Jahre gerechnet vor Kosten von etwa 4,1 Millionen Euro. Wie wichtig solche finanziellen Aspekte sind, wissen vor allem Kommunen, die weniger auf der Sonnenseite der Entwicklung stehen – und auch in ihnen haben sich mutige Bürgermeister gefunden, die neues wagen. Das nordbayrische Waldsassen an der Grenze zu Tschechien etwa ist seit den

1980er-Jahren ausgeblutet. Mit dem Niedergang der Porzellanindustrie verschwanden die übermächtigen Arbeitgeber in der Region, mit der Grenzöffnung fiel die Zonenrandförderung weg. Die reizvolle Mittelgebirgslandschaft und ein jahrhundertaltes Kloster reichen als Anker längst nicht aus: Wo sich keine Berufsperspektiven auftun, ziehen die Menschen fort, vor allem die jungen; heute leben mit 6.700 Menschen etwa 15 Prozent weniger in Waldsassen als zu Wendezeiten. „Waldsassen ist in eine tiefe Depression gesunken“, sagt Bürgermeister Bernd Sommer über die Zeit um die Jahrtausendwende.

Als er 2008 sein Amt antrat, blieb nur eins: Nach vorn schauen. Den Stadtrat wusste der Bürgermeister an seiner Seite. Der Rat fasste einen Grundsatzbeschluss, sich zuerst um die Innen- und dann um die Außenentwicklung zu kümmern: Bevor Baugebiete am Ortsrand erlaubt werden, sollte zunächst geschaut werden, was im Ortskern möglich ist. Denn dort sah es übel aus. Häuser standen leer und verfielen schleichend genauso wie aufgegebene Geschäfte, dazu kamen die Industrieruinen im Stadtgebiet.

Die Stadt erstellte ein Leerstandskataster, um einen Überblick zu erhalten. Um die schwierigsten Immobilien kümmerte man sich selbst. Nach der Begrünung erster Plätze und Straßensanierungen ließen sich Privateigentümer anstecken und fingen an, sich um ihre Häuser zu kümmern. Fenster und Türen erhielten neue Farben, Eingangsbereiche wurden erneuert. Die Stadt besprach mit den Bauherren Gestaltung, Material und Farbwahl, um ein einheitliches Bild zu erreichen. Industrieruinen ließ Sommer abbrechen, auf einem Teil davon einen Skatepark gestalten. „Die Leute haben gesagt, ihr seid verrückt, es ist doch kaum ein Junger mehr da“, erzählt der Bürgermeister. „Da habe ich geantwortet: Genau, gerade deswegen.“

Überzogene Auflagen Die Beharrlichkeit zahlte sich im Lauf der Jahre aus, in Waldsassen erwachten neuer Stolz und Identitätsbewusstsein. Inzwischen sind auch neue kulturelle Treffpunkte entstanden, zum Beispiel wurde aus einem leerstehenden Scheunenstall ein technisch gut ausgestattetes Kunsthaus als Treffpunkt für die Kreativszene. „Wir wollen alles, was man in der Großstadt findet, in kleinem Rahmen auch hier ermöglichen“, sagt Sommer. Der Bürgermeister kämpfte mit der Zeit weniger gegen Widerstände im Ort als mit dem Baurecht, etwa mit dem Brandschutz. Manche Auflagen seien so überzogen, dass eine Nutzung historischer Gebäude gar nicht mehr möglich sei, sagt er. Gleiches gelte für den Denkmalschutz: Oft müsse jeder Holzbalken aufwändig saniert werden, um am Ende doch hinter feuerhemmenden Belägen zu verschwinden. Damit würden Geld verbrannt und Privatleute abgeschreckt.

Dass solche Modellbeispiele nicht längst größere Kreise ziehen, liegt jedoch nicht nur an solcher Bürokratie, zum Teil sehr aufwändigen Antragsverfahren für Fördermittel oder ausbleibenden politischen Leitplanken für Innenentwicklung von höheren politischen Stellen, wie mehrere Bürgermeister anderer Gemeinden unumwunden zugeben: vielerorts liegt es an den Menschen selbst, dass sich Orte in bestimmte Richtungen entwickeln.

Probleme im Alter Fast zwei Drittel der Deutschen träumen vom Leben im eigenen Einfamilienhaus. Corona hat diesen Wunsch noch verstärkt. Stößen Politiker darüber Debatten an, werden diese weit mehr emotional denn sachgerecht geführt. Nachverdichten und Flächen sparen finden zwar viele gut, aber bitte nicht vor der eigenen Haustür. Und welcher Bürgermeister wird schon dauerhaft gegen den Willen seiner Wähler handeln?

Unterstützung winkt den Rathauschefs womöglich in naher Zukunft von ganz anderer Seite. Die demografische Entwicklung führt dazu, dass immer mehr Menschen aus ihren Häusern ausziehen müssen – im Alter stören Stufen und schmale Türrahmen, die Bewirtschaftung von Haus und Garten wird zu mühsam. Die Menschen wollen in ihrer angestammten Umgebung bleiben, nur kleiner und zur Miete: Die Nachfrage nach Mehrfamilienhäusern in zentralen Lagen innerhalb von Dörfern steigt, und sie belebt nicht nur Häuser, sondern auch Geschäfte. Nur ein passendes Gebäckstück als Vergleichsname müsste für diese neue, alte Dorfstruktur noch gefunden werden. Kristina Pezzeri

Die Kirchen im Dorf lassen

GLAUBE Mit kreativen Ideen für Um- und Nachnutzungen trotzen Kirchen dem drohenden Leerstand

Als die Gemeinde ihre Michaeliskirche 2017 als Herberge anbot, dachte der Gemeindevorstand rund um Horst Brettel an ein einwöchiges Modellprojekt. Vier Jahre später gibt es die „Her(r)bergkirche“ in Neustadt am Rennsteig in Thüringen immer noch – und das Bett in einer Nische des Kirchenschiffs erfreut sich bei Reisenden wachsender Beliebtheit. Entstanden ist das Vorhaben im Zuge eines Ideenwettbewerbs zur Um- und Andersnutzung von Kirchenräumen der Evangelischen Kirche Mitteldeutschland (EKM), die damit auf einen drohenden Kirchenleerstand wegen der ständig abnehmenden Zahl von Kirchenmitgliedern reagieren will. 20 Prozent aller evangelischen Kirchen, aber nur 3,2 Prozent der Protestanten gehören zur EKM, die sich über Teile Brandenburgs, Sachsens, Sachsen-Anhalts und Thüringens erstreckt.

In diesem Gebiet konzentriert sich eine Problematik, die evangelische und katholische Verbände gleichermaßen betrifft. „Die Kirchenbesucher werden immer weniger und immer älter – irgendwann werden zu wenige Besucher da sein, um überhaupt noch Gottesdienste durchführen zu können“, sagt Brettel. Dass zusätzlich Pfarstellen zusammengelegt und viele Kirchen nicht mehr regelmäßig genutzt werden, verstärkt den Druck auf die Gemeinden, die für den Erhalt ihrer Gebäude verantwortlich sind.

Erweiterte Nutzung Besonders in ländlichen Gebieten sei der Trend zur erweiterten Nutzung zu sehen, erklärt Andreas Jensen, Referent für Seelsorge, Gemeindeformen und Gottesdienst bei der Evangelischen Kirche Deutschland (EKD), dem Dachverband der 20 Landeskirchen. Knapp 25.000 Dorfkirchen gibt es, circa 11.000 sind evangelisch. „Kirche erfüllt in ländlichen Gebieten einen anderen Zweck als in der Stadt“, sagt er. Wo in urbanen Gebieten Theater, Vereine oder Volkshochschulen für ein abwechslungsreiches und kulturelles



In der Neustädter Kirche am Rennsteig darf man übernachten.

© picture-alliance/dpa

Leben sorgen, übernehmen auf dem Land häufig die Gemeinden diese Aufgaben und seien wichtige Akteure für das Gemeinwesen. Ähnlich bewertet Jakob Johannes Koch, Kulturreferent im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) die Lage: „Während Banken, Apotheken oder

Bildungswerke sich aus ländlichen Räumen zurückziehen, bleiben die Kirchen und sind oftmals die letzte kulturelle Instanz vor Ort.“ So seien knapp 50 Prozent der öffentlichen Büchereien auf dem Land in kirchlicher Trägerschaft. In der St. Mariä Empfängnis Kirche in Neersen am Nieder-

rhein ist zum Beispiel nach Verkleinerung des Kirchenraums die katholische Bücherei in das Gebäude mit eingezogen.

Besitzt eine Gemeinde mehr Kirchen als benötigt, kann ungenutzten Gebäuden durch Entwidmung beziehungsweise Entweihung (lat. Profanierung) der Status als Gotteshaus entzogen werden. Bei knapp 380 protestantischen und 550 katholischen Kirchen ist dies bisher geschehen. Welchem Zweck eine ehemalige Kirche dienen darf, hängt bei den evangelischen Kirchen stark vom Einzelfall ab, während die DBK klaren Regelungen folgt. „Eine profanierte Kirche bleibt äußerlich eine Kirche, weshalb Menschen mit bestimmten psychologischen Erwartungen an das Gebäude herantreten“, sagt Koch. Das Innere solle nicht im Kontrast dazu stehen. Alkoholausschank auf ehemaligen Altären oder Bordelle findet man daher in entweiheten Kirchengebäuden nicht, Buchhandlungen, Galerien oder Konzerthallen sind hingegen gern gesehene Optionen, in ländlichen wie urbanen Gebieten. In Mönchengladbach etwa ist vor knapp elf Jahren die Kirche St. Peter zur ersten Kletterkirche Deutschlands

umgenutzt worden. Ein Boulder-Bereich auf der ehemaligen Empore und 13 Meter hohe Wände laden zum Klettern ein.

Sorge um den Erhalt des Christentums im ländlichen Raum haben beide Verbände nicht. Dabei nimmt die Zahl der Theologiestudierenden und somit potenziellen Priester und Pfarrer stetig ab. Im Jahr 2008 gab es erstmals weniger als 100 Priesterweihen, im vergangenen Jahr lag die Zahl bei 56. Seit 2013 hat auch die Neustädter Michaeliskirche keinen eigenen Pfarrer mehr Gottesdienste finden im Wechsel mit der Nachbargemeinde alle zwei Wochen statt. Das Pfarrhaus dient nicht nur, aber auch den Übernachtungsgästen als Aufenthaltsraum, bis vor kurzem nutzten sie zudem die sanitären Anlagen dort. Nachdem ein Bad in die Kirche gebaut wurde, müssten die Gäste nicht mehr zwingend ins Pfarrhaus, sagt Brettel. Damit sei das Projekt „Her(r)bergkirche“ langfristig gesichert, selbst wenn ein neuer Pfarrer einziehen sollte – und es macht Schule: Mittlerweile bietet eine weitere Gemeinde am Rennsteig ein Bett unterm Kirchendach an, zwei mehr sind in Planung. Denise Schwarz



Herz auf dem Land

JUGEND Was bewegt junge Menschen in ländlichen Räumen zum Bleiben, Gehen oder Zurückkehren?

Die Nachbarskinder spielen. Die Eltern sitzen am Abend zusammen auf einer Mauer und trinken ein Bier. Jeder kennt sich, hilft dem anderen und ist per Du. Erinnerungen, auf die Sina Bellgardt gern zurückblickt, wenn man sie nach ihrer Kindheit fragt. Die 24-Jährige ist in einem 1.000-Seelen-Dorf in Nordrhein-Westfalen (NRW) aufgewachsen. Bellgardt liebt das Landleben. Ihre Heimat hat sie trotzdem verlassen, um Pharmakantin zu werden.

Auch Violetta Lau und Pauline Hinz schätzen das Landidyll – die Natur direkt vor der Haustür zu haben, finden die 17-jährigen Freundinnen toll. Und trotzdem: „Für mich steht fest, dass ich irgendwann wegziehen werde. Ich möchte etwas Neues kennenlernen“, stellt Violetta Lau klar. Sie lebt in der NRW-Kleinstadt Vermold – 22.000 Einwohner verteilt auf mehrere Ortsteile, größtenteils Dorfstruktur. Bald beginnt sie ein Freiwilliges Soziales Jahr. Das, aber auch Freunde und Familie halten sie vorläufig in der ländlichen Heimat, ihrem „safe place“, wie sie sagt.

Freundin Pauline Hinz hat andere Pläne. Die Oberstufenschülerin ist in einem Dorf mit 1.600 Einwohnern groß geworden. Sie sagt: „Ich möchte in dieser Gegend bleiben.“ Momentan sei das für sie das Beste. Trotz zahlreicher Meldungen über die Landflucht der Jugend ist ihre Heimatverbundenheit nicht ungewöhnlich: Bei einer Befragung des Thünen-Instituts für Ländli-

che Räume in Braunschweig zeigte sich unter den 2.600 Teilnehmenden aus unterschiedlichen Bundesländern, dass die Lebensqualität von den Jugendlichen in ländlichen Regionen als sehr hoch bewertet wurde. Sehr zufrieden sind sie vor allem mit den Beziehungen zu ihren Eltern und Freunden.

Ein Ergebnis, das auch Linda Pudel aus Vermold bestätigen kann. Die 22-Jährige hat ihre Heimat für ein Jahr verlassen – für ihr Studium wollte sie im Ruhrgebiet Großstadtluft schnuppern. Corona machte ihr jedoch zunächst einen Strich durch die Rechnung. Die junge Frau hat ihre Uni-Stadt Bochum verlassen und studiert derzeit von zu Hause aus Gemeindepädagogik. Ob es die nächsten Studienjahre so weiter geht, ist ungewiss, aber was danach folgen soll, hat die 22-Jährige festgelegt: „Ich will auf jeden Fall bleiben.“ Sie sei tendenziell für Neues offen – „aber mein Herz ist hier auf dem Land“, sagt Pudel. Es gebe dort nichts, was sie vermisste, doch viel, das sie nicht missen möchte. Dazu zählen Freunde und Familie. Auf dem Land zählen mehr Menschen zum engen Kreis und bieten Jugendlichen Sicherheit: „Hier lebt man mit den Nachbarn wirklich zusammen“, berichtet Pudel.

Ist man auch räumlich entfernter als in der Großstadt, umso stärker ist die gefühlte Nähe: „Ein echtes Gemeinschaftsleben“, nennt sie es. Diese Herzlichkeit, die sie in ihrer Heimat erlebe, sei etwas, das sie speziell mit dem Landleben verbinde. Pauline Hinz sieht das genauso: „Als ich nach mei-



Osterfeuer wie hier in Vermold (Nordrhein-Westfalen) gehören für Sina Bellgardt, Linda Pudel und Jan Seidel zum Landleben dazu.



© picture-alliance/imageBROKER/Olaf Heil und privat

ner Geburtstag in unserem Edeka war, hat mir die Verkäuferin gratuliert“, sagt Hinz. Dass die Menschen sich kennen und über einander Bescheid wissen, gibt ihr ein gutes Gefühl.

Supermarkt als Anlaufpunkt Außer einem Tante-Emma-Laden gab es in Sina Bellgardts Heimatdorf nichts. „Den sollte es in jedem Dorf geben“, sagt die 24-Jährige. Egal wie klein. Wer jetzt an die Bedürfnisse shopping-süchtiger Teenies denkt, muss seine Vorurteile korrigieren: Laut Thünen-Umfrage schafft es Shopping unter den beliebtesten Freizeitaktivitäten nur auf Platz Sechs – Spitzenreiter sind die Treffen mit Freunden. Im 16. Kinder- und Jugendbericht 2020 der Bundesregierung heißt es, dass Einkaufszentren zwar attraktiv seien, jedoch beispielsweise selten mit den Angeboten der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (siehe Text unten) konkurrieren.

Doch ein Problem bleibt, bei dem es nicht um Luxus geht: „Viele Dörfer haben einfach gar nichts zum Einkaufen. Man muss mobil sein“, so Bellgardt, die mit 14 Jahren einen Rollerführerschein gemacht hat, damit sie ohne Eltern das Dorf verlassen konnte. Öffentliche Verkehrsmittel wären ihr lieber: „Mehr Busverbindungen und mindestens stündlich – selbst, wenn es län-

ger dauert. Hauptsache, man erreicht andere Orte“, wünscht sie sich.

Mit diesem Wunsch spricht sie auch Jan Seidel aus der Seele. „Man braucht auf jeden Fall einen Führerschein“, bedauert der 19-Jährige, der in der Schulzeit lange Busfahrten auf sich nehmen musste: Statt 30 Minuten Autofahrt dauerte sein Weg zwei Stunden – inklusive mehrfacher Umstiege. In der Freizeit brauchte er ebenfalls geduldige Eltern oder eine gute Beinmuskulatur.

„Die nächste Haltestelle ist drei Kilometer von mir entfernt.“ Von dort aus fährt einmal pro Stunde ein Bus in einen Nachbarort. Für andere Ziele heißt es erst einmal sieben Kilometer Radfahren bis ins Ortszentrum, um von dort aus weitere Busse zu erreichen. Durch den Führerschein spart er jetzt Zeit – ein schwacher Trost für den klimabewussten Abiturienten.

„Wenn es irgendwie geht, nehme ich das Fahrrad“, sagt Seidel. Für seinen Weg zum Ausbildungsplatz muss er 30 Kilometer mit dem Auto pendeln – obwohl seit Jahren Gespräche über den Ausbau des Bahnnetzes laufen.

Angewiesen auf andere Es sind lokale Hindernisse, die sich bundesweit spiegeln: Für den Kinder- und Jugendbericht haben junge Menschen geschildert, dass sie sich neue Mobilitätskonzepte wünschen – für

den Klimaschutz und, um sich selbstständig entfalten zu können. Dies sei ein Handlungsfeld für die Politik, meinen die Jugendlichen. Ein Problem, das laut Thünen-Institut schon seit 2012 auffällt: Die öffentlichen Verkehrsmittel reichen nicht aus, um den Freizeitansprüchen gerecht zu werden.

Das schlechte Internet ist ein weiteres Problem. Obwohl der Ausbau voranschreitet, bleiben Einschränkungen. Die Lockdowns machten es deutlich: Jan Seidel musste etwa regelmäßig Freunde besuchen, um Hausaufgaben an Lehrer mailen zu können. Der Kinder- und Jugendbericht bestätigt, dass die Pandemie die regional ungleichen Chancen, an digitalen Bildungsformaten teilzunehmen, aufdeckt. Nutzer außerhalb der Städte verfügen in der Regel über schlechtere Netze. Damit Regionen nicht abgehängt bleiben, sei ein flächendeckender Ausbau dringend erforderlich, heißt es. Seidel erkennt aber nicht nur beim Lernen Nachteile: Eine Freundin von ihm habe zwar gutes WLAN, aber rundherum kein mobiles Netz.

Trotz digitaler Hindernisse – die analogen Netzwerke funktionieren: Linda Pudel und Jan Seidel finden beim „Christlichen Verein Junger Menschen“ mehr als nur Anschluss. Vor allem während der Pandemie erfuhr Seidel dort Halt: „Diesen Grundbaustein in meinem Leben möchte ich noch nicht loslassen“, sagt er. Ob diese Entscheidung für immer sei, wisse er nicht. Einen Ausbildungsplatz, für den er hätte umziehen müssen, hat er abgelehnt. Auch

Linda Pudel ist ihr Engagement weiterhin wichtig – der Studienbeginn in Bochum ändert daran nichts.

Vorteile auf der Hand Eine Bertelsmann-Studie von 2015 kommt zu dem Schluss, dass es Jugendlichen nicht an der Bereitschaft zur ehrenamtlichen Arbeit mangle – sie bräuchten jedoch konkrete Visionen sowie materielle und ideelle Unterstützung. Schule, Sport und Kirche bildeten die wichtigsten Bereiche, in denen auch die jungen Vermolder viele Optionen sehen, aber auch die freiwillige Feuerwehr oder die Landjugend. „Wenn jemand etwas unternehmen möchte, findet er etwas“, resümiert Seidel.

Über den größten Vorteil im Vergleich zum Stadtleben müssen Landmenschen nicht lange nachdenken: Für Sina Bellgardt sind es die nahegelegene Natur und die damit verbundene Ruhe. „Klar, es ist schön, eine Stadt in der Nähe zu haben“, räumt sie ein. Aber nach einem Tag dort freue sie sich umso mehr, wenn sie den Lärm hinter sich lassen kann. Gleichzeitig gebe es noch weitere Vorteile am Landkind-Sein: „Wir dürfen die Musik laut aufdrehen“, sagt Pauline Hinz.

Trotz aller Einschränkungen zeigt sich also, dass junge Menschen ihrer ländlichen Heimat viel abgewinnen können – ganz gleich, ob sie letztlich dort bleiben oder weiterziehen wollen. **Melanie Wigger**

Die Autorin arbeitet als Journalistin in Halle/Westfalen.

»Viele kennen uns noch immer nicht«

BETEILIGUNG Wie attraktiv ein ländliches Lebensumfeld für Kinder und Jugendliche ist, hat viel damit zu tun, wie sie eingebunden werden

Den ländlichen Raum gibt es nicht. Wenn aber die Wörter „Jugend“ und „ländliche Räume“ fallen, ist vielerorts in der Republik vor allem die Rede von Problemen. Der Deutsche Bundesjugendring (DBJR), konstatiert in einem Positionspapier etwa, dass es zwar regionale Unterschiede gebe, die Finanzierung und fehlende Ressourcen aber überall die Arbeit von Jugendverbänden einschränken. Insbesondere der Wandel hin zu Ganztagschulen mit weiten Einzugsgebieten und das Schließen oder Zusammenlegen von Einrichtungen der Jugendarbeit hat den Stellenwert dieser verändert. In einem Teil der ländlichen Regionen „gibt es bereits jetzt nicht mehr ausreichend wohnortnahe (öffentliche) Bildungsangebote“, heißt es auch im 16. Kinder- und Jugendbericht (19/24200) der Bundesregierung. Und: Die infrastrukturelle Defizite werden als Beschränkung der Selbstständigkeit und persönlichen Entfaltung interpretiert. Nötig seien etwa Jugendbeauftragte in den Kommunen, mehr jugendgerechte Sprache, der Abbau überholter Strukturen, aber auch der Ausbau von Jugendräten, fordert der DBJR.

Eine Gemeinde, die sich bereits vor fast 15 Jahren an die Weiterentwicklung der Beteiligungsmöglichkeiten Jugendlicher und damit auch an die Stärkung der Verbunden-

heit mit der Kommune gemacht hat, ist das niedersächsische Grasberg im Landkreis Osterholz: Seit 2007 gibt es dort ein Jugendparlament (JuPa), das die Interessen junger Menschen vertritt. Das JuPa ist bei Sitzungen des Ausschusses für Jugend, Senioren, Sport und Kultur dabei und kann Anträge stellen – dabei hilft ein Mitarbeiter der Gemeinde. Vorsitzende ist die 21-jährige Erzieherin Lisa Kück. Einmal im Monat treffen sich die neun JuPa-Mitglieder und arbeiten ihre Tagesordnung ab. Zwischendurch wird sich per WhatsApp-Gruppe koordiniert. „Wir haben zuletzt bei der Neugestaltung des Außengeländes vom Jugendzentrum geholfen und dafür gesorgt, dass ein Jugend-Freizeit-Ticket eingeführt wird“, zählt Kück einige Erfolge auf – dadurch wurden Zonen im Busverkehr zusammengelegt und die Tickets günstiger. Auch die Gebühren für Kopien von Abiturzeugnissen hat das JuPa abgeschafft.

Wissenstransfer Kandidieren darf, wer zwischen 12 und 21 Jahren alt ist und in Grasberg wohnt. Auch dass hier die Zahl 21 steht, ist ein Verdienst des JuPa, erklärt Kück: „Viele Dinge darf man erst mit 18 beantragen oder tun, zum Beispiel den Bürgerbus fahren. Deshalb haben wir eine Änderung der Wahlordnung beantragt.“

Das JuPa habe aber auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen: „Durch die Lockdowns lag unsere Arbeit zeitweise brach“, berichtet Kück. Aber auch ohne Corona sei es schwierig, die Jugendlichen zu fassen zu bekommen: „Viele kennen uns noch immer nicht“, sagt sie. Angebote wie Ausflüge müssten aktiv über die Kirche, Sportvereine oder die Schule beworben werden, um genügend Jugendliche zu finden. „Ich selbst habe nur vom JuPa mitbekommen, weil



Im Vogelsberg entstand 2011 das erste Jugendparlament auf Landkreisebene.

der damalige Vorsitzende es 2016 in meiner Schule vorgestellt hat“, berichtet Kück. Nun gibt es aber keine weiterführende Schule mehr in der Gemeinde, was Auswirkungen auf den Lebensmittelpunkt vieler Jugendlicher habe. Mut machen Kück die vielen Anfragen von interessierten Gemeinden zur Gründung eines Jugendparlamentes im vergangenen Jahr. „Das haben wir zum Anlass für einen Jugendbeteiligungstag am 21. August genommen, bei dem wir Interessierte aus der Umgebung informieren wollen – und vielleicht finden wir ja auch Nachwuchs“, hofft sie. Denn fünf Mitglieder sind bereits über 18 und können nicht wiedergewählt werden.

Bundesweit gibt es etwa 520 Kinder- und Jugendparlamente. Das heißt, es verfügen etwa fünf Prozent der über 11.000 Kommunen über solch repräsentative Vertretungen. Das hat das Kinderhilfswerk 2020 in einer Studie erhoben. Besonders interessant: Nur 0,6 Prozent der Gemeinden mit unter 5.000 Einwohnern verfügten über ein solches Parlament – diese machen aber 73 Prozent aller Kommunen aus. Zudem stellt in keinem Bundesland die Einrichtung einer repräsentativen Vertretung für junge Menschen eine kommunale Pflicht dar.

Weiter südlich, in Thüringen, sei in der

Kommunalordnung insofern nachgesteuert worden, dass nun von Kommunen Beteiligungsformate für Kinder und Jugendliche gefördert werden, erzählt Thomas Herwig, Geschäftsführer beim Kreisjugendring Nordhausen. Dieser betreut zwei Jugendtreffs, die zentrale Anlaufstellen für Kinder und Jugendliche aus der Region sind. „Die Corona-Zeit hat uns und vor allem kleine Organisationen vor extrem schwierige Situationen gestellt, weil die Jugendeinrichtungen anfangs geschlossen waren und es keine wirkliche Strategie gab“, sagt Herwig. „Es musste von heute auf morgen mit hohem ehrenamtlichen Engagement digitalisiert werden, um überhaupt Kontakt zu den Jugendlichen zu halten“, erinnert er sich.

Kreative Wege „In der Pandemie wurde zum Beispiel mit Wochenaufgaben per Messenger, Rätseln und Rallies oder Videochats gearbeitet und wir haben versucht zu schauen, welche Tools praktikabel sind. Dabei sind wir aber immer wieder an Grenzen wie Datenschutzprobleme gestoßen“, sagt Herwig. In der Region Nordhausen habe man forciert, mehr im Bereich digitale Jugendarbeit zu machen. Sie biete Chancen, Jugendliche zu erreichen, die nicht in die Einrichtungen kämen oder

mobilitätsbedingt nicht vor Ort sein könnten, sagt Herwig. Aber auch auf die Ansprache komme es an: „Wenn ich einen Jugendarbeiter habe, der mit Snapchat nicht zurechtkommt, erreiche ich bestimmte Zielgruppen einfach nicht“, sagt er.

Vor allem die Eins-zu-Eins-Beratung unter freiem Himmel und Gespräche auf der Straße seien zuletzt wichtig gewesen, um überhaupt in den Austausch zu gehen. „Im Landkreis hat man erkannt, dass viele Jugendliche nicht in institutionelle Kontexte, wie etwa ein Jugendzentrum, hereingehen und das Aufsuchende, durch mobile Sozialarbeiter, das ist, was forciert werden muss“, sagt Herwig. Er plädiert dafür, Jugendlichen mehr in Selbstverwaltung zuzutrauen und ihnen mehr Selbstwirksamkeitserfahrungen zu ermöglichen. Erst kürzlich habe eine Jugendgruppe in der Region mit Hilfe eines Sport-Jugendkoordinators kurzfristig einen lang ersehnten Basketballplatz umgesetzt – solche Erfahrungen brauche es öfter. **Lisa Brübler**



Wer von der Bundesstraße 469 abbiegt, um in Klingenberg am Main mit Blick auf die malerischen Weinberge

ein Gläschen Spätburgunder zu genießen, kommt an Wika nicht vorbei. Oder vielmehr: Alle von Westen kommenden Besucher müssen an Wika vorbei, bevor sie den Fluss passieren und in eine der kleinen Häckerwirtschaften purzeln, in denen die Winzer ihren weltberühmten Wein servieren. Der Kontrast könnte kaum größer sein: auf der einen Mainseite die historische Altstadt von Klingenberg mit ihren prächtigen Fachwerkhäusern, auf der anderen der Komplex aus zweckmäßigen Neubauten, umgeben von Einfamilienhäusern – der Firmensitz der Wika SE&Co KG.

Seit mehr als 75 Jahren stellt das Unternehmen in der unterfränkischen Kleinstadt Messgeräte aller Art her: für Druck, Temperatur, Füllstand, Kraft. Mit einem Jahresumsatz von inzwischen mehr als einer Milliarde Euro ist es Weltmarktführer auf dem Gebiet der Manometer-Produktion – und damit eines von mehr als tausend Unternehmen in Deutschland, für die der Wirtschaftsprofessor Hermann Simon vor 30 Jahren den Begriff „Hidden Champions“ geprägt hat. Anders als Großkonzerne kennt die breite Öffentlichkeit diese Firmen oft nicht, sie sind meist inhabergeführt und nicht börsennotiert. Und anders als Großkonzerne sind sie vor allem im ländlichen Raum, in kleinen bis mittleren Städten, zu finden – so wie Wika.

Anfang mit Stanzpresse „Mein Großvater hat hier nach dem Krieg ein Gebäude mit einer Stanzpresse gekauft – so hat es angefangen“, erzählt Alexander Wiegand, der in Klingenberg geboren ist und das Familienunternehmen seit 1996 in dritter Generation leitet. Rund 2.000 seiner Mitarbeiter arbeiten im Ort auf dem 50.000 Quadratmeter großen Produktionsgelände, dazu beschäftigt Wika weitere 8.000 Mitarbeiter unter anderem in Polen, den USA und China. Das Herz der Firma aber schlägt weiterhin zwischen Odenwald und Spessart. Warum in einer 6.500 Einwohner-Kleinstadt, 72 Kilometer von der nächstgelegenen Großstadt – Frankfurt – entfernt? „Einen Firmensitz kann man nicht einfach verlegen“, sagt Wiegand, der mit seiner Familie in einem Nachbarort wohnt. „Das ist gewachsen, hier sind die Mitarbeiter.“ Außerdem biete der Standort viele Vorteile für alte und neue Beschäftigte: „Das ist eine landschaftlich sehr schöne Gegend. Die Lebensqualität ist hoch, die Lebenshaltungskosten sind niedriger als in den großen Städten.“ Wegen der guten Anbindung an das Rhein-Main-Gebiet müssten die Beschäftigten nicht zwangsläufig in Klingenberg wohnen. „Mitarbeiter, die ein städtisches Umfeld gewohnt sind, wohnen oft in Aschaffenburg. Die sind morgens mit dem Auto in 20 Minuten hier.“ Auch in die Frankfurter City sind es nur 30 Minuten.

So ist ein Arbeitsplatz bei Wika auch für hochspezialisierte Fachkräfte und Berufsanfänger attraktiv. „Aus unseren Befragungen unter Hochschulabsolventen wissen wir, dass Bewerber Familienunternehmen bei vielen Kriterien als erste Wahl wahrnehmen, zum Beispiel in puncto Arbeitsatmosphäre oder Karrieremöglichkeiten“, sagt Stefan Heidebreder, Geschäftsführer der Stiftung Familienunternehmen. Sie veranstaltet zweimal im Jahr den „Karrieretag Familienunternehmen“, um jungen Fach- und Führungskräften das Arbeiten in den hochmodernen Betrieben auf dem Land schmackhaft zu machen. Wichtige Argumente für einen Job bei einem „versteckten Weltmarktführer“: die unter Berücksichtigung der Lebenshaltungskosten höheren Reallohne, vergleichsweise kürzere Ent-

Die Lokal-Meister

WIRTSCHAFT Hunderte Weltmarktführer haben ihren Sitz in deutschen Kleinstädten. Ihr Erfolg strahlt auf die ganze Region aus



Messgeräte-Produzent Wika in Klingenberg am Main (oben, Foto von 2018) ist der größte Arbeitgeber in der Region, am Firmensitz entsteht derzeit ein neues Forschungs- und Entwicklungszentrum. Auch GK Software im sächsischen Schöneck (u.) bietet den Mitarbeitern aus aller Welt modernste Arbeitsplätze – Fitnessräume inklusive. © Wika/GK Software

scheidungswege und bessere Aufstiegschancen. Das bestätigt auch Alexander Wiegand: „Wenn jemand eine gute Idee hat und mich davon überzeugt, dann geht das nicht erst durch 50 Gremien, sondern er oder sie kann morgen mit der Umsetzung anfangen.“ Wika ist mittlerweile der größte Arbeitgeber im Landkreis und bildet viele seiner Facharbeiter, etwa im Rahmen eines dualen Studiums, selbst aus. Rund 300 Kilometer weiter östlich, im sächsischen Schöneck, kann Rainer Gläß eine ähnliche Erfolgsgeschichte erzählen. In der 3.100 Einwohner-Kleinstadt, wegen seiner Höhenlage gern als „Balkon des Vogtlands“ bezeichnet, entwickelt seine

Firma GK Software weltweit IT-Produkte für Handelsunternehmen wie Aldi und Walmart. 2008 schaffte „die GK“, wie Gläß sie nennt, den Aufstieg zum einzigen börsennotierten Unternehmen mit Sitz in Sachsen. Von den knapp 1.500 Mitarbeitern arbeiten rund 400 in Schöneck. Doch nicht nur sie profitieren von dem erfolgreichen Unternehmen in ihrer Mitte: „Synergieeffekte gibt es auch für unsere Gewerbetreibenden wie Bäcker, Handwerker und Servicemitarbeiter“, sagt Ute Dähn, Hauptamtsleiterin bei der Stadtverwaltung. „In letzter Zeit sind außerdem viele Baugrundstücke an junge Familien gegangen, die sich in Schöneck ansiedeln wollen.“

In die Kleinstadt kommen wegen GK Informatiker aus ganz Deutschland und aller Welt. Gründer Rainer Gläß, der in Schöneck aufgewachsen ist und als Zwei-Mann-Unternehmen 1990 angefangen hat, findet das nicht ungewöhnlich. „Schöneck ist speziell, kein normaler ländlicher Ort“, sagt Gläß. Es gebe ein Skigebiet, Mountainbike-Strecken, Vereine. „Das ist attraktiv, gerade für Leute, die bewusst eine andere Lebensumgebung außerhalb der Städte suchen.“ Er bemüht sich selbst um ein gutes Arbeitsumfeld für seine Mitarbeiter: Kollegen aus dem Ausland greift die GK unter die Arme bei Wohnungssuche oder Behördengängen. Im Firmensitz gibt es ein Fitnessstudio

mit verschiedenen Trainern und einen Betriebskindergarten mit verlängerten Öffnungszeiten. Er hat einen Skilift bauen lassen und eine seit 30 Jahren brachliegende Betonmischanlage – in Kooperation mit lokalen Baufirmen und Handwerkern – zu einem Firmencampus mit modernsten Büros, öffentlichem Hotel und Restaurant umgebaut. „Gläß ist ein Lokalpatriot“, sagt Ute Dähn. „Er könnte längst nach Berlin gehen, wo das Leben kracht, aber er ist hiergeblieben und hat immer neue Ideen.“ Am Telefon gibt sich der umtriebige Unternehmer bescheiden. Auf sein großzügiges Engagement angesprochen, sagt er nur knapp: „Das ist eine Selbstverständlichkeit

für einen Unternehmer.“ Ähnlich sieht das Alexander Wiegand. „Man möchte der Region etwas zurückgeben“, sagt der Wika-Chef, der unter anderem einen örtlichen Handballverein und lokale Kulturveranstaltungen unterstützt, die Kinderkrippe und das örtliche Schwimmbad mitfinanziert hat.

Für die kleinen Gemeinden sind die unscheinbaren Weltmarktführer ein wahrer Schatz: „Herr Wiegand hat gerade erst mehrere Millionen Euro in den Standort investiert“, berichtet Ralf Reichwein, Bürgermeister von Klingenberg. Wika beschere der Kleinstadt gute Steuereinnahmen und bringe Fachkräfte in die Region. Die Einwohnerzahl steige.

In einer von der Stiftung Familienunternehmen beauftragten Studie bestätigt das Institut der deutschen Wirtschaft diese Effekte. Danach nimmt die Einwohnerzahl in ländlichen Regionen mit vielen Familienunternehmen zu. Sie weisen einen höheren Wohlstand auf, haben höhere Ausbildungsquoten, niedrigere Arbeitslosenzahlen und sind innovativer.

Ab vom Schuss Doch Unternehmen im Ländlichen Raum haben auch mit besonderen Belastungen zu kämpfen. Beispielfähig nennt die Stiftung Familienunternehmen die schlechter ausgeprägte Infrastruktur, sowohl digital als auch beim Verkehr. Kooperationsmöglichkeiten mit Wissens- und Kooperationsmöglichkeiten seien schlechter realisierbar, die Ausstattung mit Gesundheits- und Daseinsvorsorge oft mangelhaft, was die Attraktivität für Fachkräfte mindere.

So hat Schöneck zwar ein Krankenhaus, mehrere Kindergärten und Schulen, liegt aber weit entfernt von der Autobahn. Für produzierendes Gewerbe zu sehr ab vom Schuss. „Die GK ist deshalb ein echter Glücksfall für uns“, sagt Ute Dähn. Im Ort gebe es überwiegend kleinere Betriebe wie Handwerker oder Transportunternehmen. Ein weiterer Minuspunkt ist der Mangel an Wohnraum und Baugrund. „Oft habe ich mehr neue Mitarbeiter, als in Schöneck neue Wohnungen gebaut werden. Da müssen wir dann nach Lösungen suchen“, berichtet Gläß. Der Bürgermeister von Klingenberg, Ralf Reichwein, nennt das ein „Riesensproblem“: „Wenn wir bauen, sind die Wohnungen schon verkauft und vermietet, bevor sie überhaupt fertig waren.“ Neue Firmen in bestimmten Größenordnungen könne er gar nicht erst ansiedeln. „Wir brauchen die wenigen Flächen, um erst mal unseren schon bestehenden Firmen Expansionsmöglichkeiten zu ermöglichen.“ Dabei zählt Kreativität: Alexander Wiegand hat gerade alte Bürogebäude abgerissen, um neue zu bauen – diesmal in die Höhe.

Auch Vernetzung ist ein großes Thema für die Champions auf dem Land. „Als technisches Unternehmen sind wir auf den Zugang zu neuen Technologien, auf Wissensaustausch mit Hochschulen und anderen Unternehmen angewiesen“, sagt Wiegand. Entsprechende Cluster sind aber eher in den Ballungszentren zu finden, weshalb Eigeninitiative gefragt ist. „Wir tauschen uns regelmäßig mit anderen Firmen in der Gegend aus“, erklärt Wiegand. Rainer Gläß hat in Schöneck ein IT-Cluster, den gemeinnützigen Verein Südwestsachsen Digital, aus regionalen Firmen, Universitäten und Hochschulen gegründet.

Die Firmenchefs haben beide noch große Ambitionen, GK und Wika sollen weiter wachsen. „Wir haben viele Ideen und neue Produkte am Start“, sagt Gläß. Alexander Wiegand lässt gerade das Entwicklungszentrum in Klingenberg neu bauen. Für Bürgermeister Reichwein ein gutes Signal. „Er hätte das auf der grünen Wiese wohl günstiger umsetzen können. Aber er wollte unbedingt hier bleiben. Das stärkt die Stadt und die Region.“ Johanna Metz

Attraktiver durch Digitalisierung

INTERNET Das Fraunhofer-Institut forscht nach softwarebasierten Lösungen zur Stärkung ländlicher Regionen

Es geht voran. Als der 38-jährige Enrico Jorgel im Frühjahr 2019 ein hübsches, aber doch stark renovierungsbedürftiges Umgebendehaus in der Oberlausitzer Gemeinde Dittersbach als Wochenendhäuschen kaufte, stand er in einem Funkloch. Netzeempfang gab es nur in der oberen Etage des Hauses, LTE nur im äußersten Zipfel des Grundstücks auf etwa zwei Quadratmetern. Doch die Lage hat sich verbessert. Der Handyempfang ist inzwischen stabil – LTE gibt es auch. Jetzt taucht das malerische Örtchen zwischen Görlitz und Zittau in das Gigabit-Zeitalter ein. „Die Leerrohre liegen schon bis ins Haus“, sagt Jorgel. Nicht mehr lange, dann wird das Glasfaserkabel eingeblasen – kostenfrei für die Anwohner. Möglich sind dann Bandbreiten von mehr als 1.000 Mbit/s. Der Familienvater zweier Mädchen, der im gut eine Stunde entfernten Dresden wohnt und dort als Informatiker arbeitet, freut sich. Seit Corona, erzählt Jorgel, sei er fast ausschließlich im Homeoffice. Da ver-

stehe Arbeit, Privatleben und Urlaub. „Wenn in Dittersbach Glasfaser liegt, kann ich auch mal eine Schulferienwoche mit den Kindern hier verbringen, ohne Urlaub haben zu müssen“, sagt er. Bei aller Freude – der Nachholbedarf in Sachsen, wie im Übrigen auch in den anderen östlichen Bundesländern, ist enorm. 44,9 Prozent der Haushalte in Sachsen verfügen laut Breitbandatlas der Bundesregierung Ende 2020 über Gigabit-Anschlüsse. Noch düsterer sieht es in Sachsen-Anhalt (19,1 Prozent), Brandenburg (26,8 Prozent) und Thüringen (27,5 Prozent) aus. Zum Vergleich: Die Gigabit-Verfügbarkeit lag Ende 2020 deutschlandweit bei 59,2 Prozent – im Flächenland Niedersachsen bei 62 Prozent.

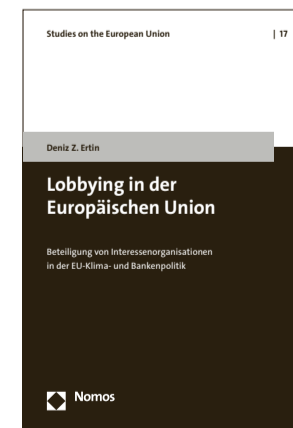
„Smart Rural Areas“ Dass die Digitalisierung viele neue Möglichkeiten bietet, um das Leben auf dem Land zukunftsfit zu gestalten, weiß Steffen Hess. Er leitet das Forschungsprogramm „Smart Rural Areas“ beim Fraunhofer-Institut für Experimentelle Software Engineering (IESE). „Wir versuchen, mit innovativen Lösungen und Zukunftskonzepten das Potenzial in ländlichen Regionen auszuschöpfen. Dies bewältigen wir mit unseren smarten softwarebasierten Lösungen“, sagt er. Diese setzen auf

die Infrastruktur vor Ort auf – funktionieren also nicht nur bei Gigabit-Leitungen. „Wenn wenig Netz da ist, gestalten wir Lösungen, die trotzdem funktionieren“, sagt der Fraunhofer-Experte. Konkrete Anwendungsbeispiele sieht Hess etwa im Bereich des Ehrenamtes, das durch digitale Lösungen einfacher werden kann. Vereine könnten leichter untereinander und nach außen hin kommunizieren und ihre Angebote sichtbar machen. Zu erzählen weiß er auch von einer Dorfchronik, die digital erfasst wurde. An dem Projekt hätten sich Viele beteiligt, „wodurch wiederum die Menschen in Kontakt mit der Digitalisierung kamen, ohne dass es belehrend wirkt“, sagt Hess. Familien, die aus der Stadt aufs Land ziehen wollen, erwarten inzwischen, dass es solche Lösungen gibt. „Das ist ein wichtiger Standortfaktor, um Menschen, aber auch Arbeitsplätze anzuziehen.“ Die Digitalisierung verbessert seiner Ansicht nach auch die Entwicklungschancen für Regionen, die ihre Situation als abgehängt empfinden. Nicht zuletzt gebe es mehr Möglichkeiten, Fördergelder zu akquirieren und die Gegend „insgesamt besser dastehen zu lassen.“ Aktuell gibt es 208 „Digitale Dörfer“, in denen die IESE-Ideen genutzt werden. Sie

verteilen sich auf fast alle Bundesländer. In Bremke, einem Ortsteil der Gemeinde Gleichen in Südniedersachsen, wird seit Mitte 2020 der von den Fraunhofer-Experten entwickelte Digitale Schaukasten genutzt. Ob im Dorfladen, Rathaus oder am Marktplatz: der Digitale Schaukasten bringt Neuigkeiten direkt in den Dorfalltag hinein – sei es nun der geänderte Termin für den Kinderflohmarkt oder die aktuelle Sperrung auf der Umgehungsstraße. Mit einem Klick werden Neuigkeiten oder Veranstaltungen aus den IESE-Tools DorfPages oder DorfNews an den Digitalen Schaukasten geschickt. Mit dem Projekt sollen die Informationen sichtbar und gleichzeitig Menschen erreicht werden, die sonst nur wenig Kontakt mit der digitalen Welt haben. Dem Projektleiter Hess zufolge sind die Entwicklungen grundsätzlich in jeder Gemeinde einsetzbar. „Am besten funktioniert es, wenn der Dreiklang aus Bewohnerinnen und Bewohnern, ehrenamtlich Engagierten und den Unternehmen vor Ort gegeben ist und in die gleiche Richtung gearbeitet wird“, sagt er. Fehle eine Gruppe oder werde das Ganze nur als Digitalisierung-Feigenblatt von den politischen Verantwortlichen genutzt, „ist die Investition im Grunde sinnlos.“ Götz Hausding

Anzeige

Interessenorganisationen und EU-Politik



Lobbying in der Europäischen Union
Beteiligung von Interessenorganisationen in der EU-Klima- und Bankenpolitik
Von Dr. Denis Z. Ertin
2021, 500 S., brosch., 99,-€
ISBN 978-3-8487-8259-8
(Studies on the European Union, Bd. 17)

Beteiligen sich zivilgesellschaftliche oder wirtschaftliche Interessenorganisationen intensiver an der EU-Politik? Der Autor betrachtet hierzu das prä-legislative Lobbying in der EU-Klima- und Bankenpolitik. Im Beobachtungszeitraum von 2010-2018 werden Online-Konsultationen und direkte Treffen analysiert.

Nomos eLibrary nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



»Es braucht Machertypen«

INTERVIEW Dörfer können der Perspektivlosigkeit trotzen, wenn sie Risiken nicht scheuen und offen sind für Veränderungen, meint der Regionalforscher Alistair Adam Hernández.

Herr Adam Hernández, Bauernhäuser umgeben von Grün, gackernde Hühnern im Garten, ein Gasthaus, ein kleiner Lebensmittelladen – so stellen wir uns das beschauliche Dorfleben vor. Warum ist davon zunehmend weniger zu sehen?

Das Bild ist in Deutschland durchaus differenziert. Neben Dörfern mit leeren Ortskernen, die oft weiter entfernt von wirtschaftlich pulsierenden Zentren liegen, gibt es florierende ländliche Regionen, in denen typische Dorfstrukturen weitgehend erhalten sind. Entscheidend ist, ob es im Dorf oder seiner Umgebung Arbeitsplätze und gute Verdienstmöglichkeiten gibt. Das wird gerade in abgelegenen, sehr landwirtschaftlich geprägten Regionen zunehmend schwierig, weil dort durch die Mechanisierung von Landwirtschaft und Viehzucht immer weniger Leute gebraucht werden. Trotzdem stehen die deutschen Dörfer international vergleichsweise gut da.

Für Ihre Dissertation haben Sie Dörfer in Spanien, England und Deutschland auf ihre Fähigkeit zur stabilen Entwicklung hin untersucht. Wann ist denn nach Ihren Erkenntnissen ein Dorf zukunftsfest?

Wenn viele und sich einander bedingenden Faktoren zusammenkommen. In meinen Untersuchungsdörfern hing es stark mit der Fähigkeit zur Selbstorganisation zusammen. Also wenn das Dorf Dinge, die der Staat nicht leistet oder nicht mehr leisten kann, selbst in die Hand nimmt. Dazu kommt ein starker Gemeinssinn. Es sollte eine Willkommenskultur gegenüber neu Zugezogenen geben, mit Angeboten zur Mitwirkung, durch Vereine, Feste, gemeinsame Aktionen. Insgesamt ist die Fähigkeit zur Transformation ein wesentliches Element der Resilienz. Dafür braucht es Schlüsselpersonen, die bedeutsame Veränderungen für das Dorf aktiv vorantreiben.

Was sollten das für Leute sein?

Machertypen, die die Potenziale eines Ortes erkennen, konkrete Projekte anstoßen, eine Schnittstelle zwischen verschiedenen Akteuren bilden und keine Risiken scheuen. Aber auch Denkartypen, die eine positive Zukunftsvision entwickeln: Vielleicht kann man im Dorf Bioenergie erzeugen oder neue Wege in der Landwirtschaft gehen? Lohnt es sich, ein altes Gehöft zur Kulturscheune auszubauen, um Touristen anzuziehen? Kann der Ort gegebenenfalls sein handwerkliches Erbe neu bespielen? Um das herauszufinden, sollten alte und neue Bewohner in einen Dialog treten, am besten in einem konkreten Format mit professioneller Begleitung und Moderation. Ideen von vielen Beteiligten bilden die Komplexität immer besser ab, als wenn nur die Bürgermeisterin und zwei Ortsräte sich mit der Entwicklung des Dorfes beschäftigen.

Was macht das von Ihnen untersuchte Oberndorf im Kreis Cuxhaven zu einem resilienten Dorf?

Das Dorf liegt in einer Region, die stark mit Abwanderung und schwacher Infrastruktur kämpft. Die Bewohner, neue wie alte, haben sich damit aber nicht abgefunden. Sie haben im alten Dorfgemeinschaftshaus einen Treffpunkt geschaffen, die Kombüse 53 Grad Nord, eine Kulturkneipe, in der man essen, aber auch Konzerte und Lesungen besuchen kann. Außerdem gibt es eine Bürgergenossenschaft, regelmäßige „Hallo-Nachbar-Treffen“ und eine freie Schule. Die Leute in Oberndorf sind unheimlich aktiv und sehr offen für Neues, auch wenn nicht jede Idee funktioniert: Die für eine Biogasanlage gegründete Aktiengesellschaft ging 2018 pleite.

„Bund und Länder haben es in den vergangenen Jahrzehnten völlig versäumt, ausreichende Ressourcen für die Grundversorgung im strukturschwachen ländlichen Raum bereitzustellen.“

Adam Alistair Hernández

Was haben Sie in England und Spanien beobachtet?

In England hat der Staat sich seit den 1970er Jahren stark aus der öffentlichen Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen zurückgezogen. Aus der Not haben viele Bewohner eine Tugend gemacht: In Wooler in der englischen Grafschaft Northumberland haben sie zum Beispiel eine Wohnungsbaugesellschaft gegründet und Fördermittel akquiriert, um leerstehende Immobilien zu sanieren. Sie haben so preiswerten Wohnraum und Gewerberäume geschaffen, die viele der rund 2.000 Einwohner als Gesellschafter bewirtschaften.

Ist das typisch für England oder nur ein besonders herausstechendes Beispiel?

Solche sozialunternehmerischen Initiativen sind häufig in England zu finden, genauso wie dort der Wohltätigkeitssektor sehr ausgeprägt ist. In Spanien ist die Lage anders. Hier hat die industrielle Revolution fast ausschließlich rund um Madrid und in den Küstengebieten stattgefunden. Es gibt außerdem viel zu wenig Dynamik auf dem Land, die Kommunalverwaltung ist finanziell und personell katastrophal aufgestellt. In der Folge hat die Hälfte der 5.800 Gemeinden heute weniger als tausend Einwohner, in der Mitte des Landes sind ganze Regionen entvölkert.

Droht auch hierzulande ein Verschwinden ganzer Dörfer?

Nein, eine völlige Entvölkerung ist in den vergangenen Jahrzehnten kaum zu beobachten. Zum einen, weil Deutschland viel dichter besiedelt ist. Zum anderen profi-



Adam Alistair Hernández

©Frank Stefan Kimmel

tiert es von einer gut funktionierenden kommunalen Selbstverwaltung, bei der die Gemeinden weitgehend eigenständig über Personalfragen, Organisation, Finanzen, Planung und Rechtsetzung entscheiden können. Trotzdem ist ein hoher Leerstand auf Dauer eine Gefahr: Wenn zu viele Leute wegziehen, gibt es bald auch weniger Ärzte, weniger Geschäfte und weniger Schulen. Der öffentliche Nahverkehr und die digitale Infrastruktur werden noch langsamer ausgebaut, als das ohnehin der Fall ist. So entsteht ein Teufelskreis.

Der Investitionsbedarf hat sich vielerorts massiv aufgestaut. Was nutzen die besten Ideen, wenn sie am Ende nicht umgesetzt werden können, weil die Kommunen kein Geld haben?

Bund und Länder haben es in den vergangenen Jahrzehnten völlig versäumt, ausreichende Ressourcen für die Grundversorgung im strukturschwachen ländlichen Raum bereitzustellen. Diese strukturelle fi-

nanzielle Benachteiligung ist umso bemerkenswerter, weil die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse in Stadt und Land Verfassungsauftrag ist. In den strukturschwachen Regionen hängt alles am Geld. Die Dörfer brauchen dringend Investitionen – in den Breitbandausbau, die Mobilfunknetze, den öffentlichen Nahverkehr. Sonst geht die Abwärtsspirale weiter.

Welche Rolle kann dabei die kommunale Wirtschaftsförderung spielen?

Sie sollte neue Prioritäten setzen. Bisher werden die Mittel oft mit der Gießkanne in bestehende Wirtschaftseinrichtungen und Unternehmen geschüttet, anstatt Neugründungen oder innovative Geschäftsideen zu fördern. Das nutzt Dörfern, in denen es keine oder kaum Wirtschaftstätigkeit gibt, wenig bis nichts. In Schottland wurden spezielle Leadership-Programme aufgelegt, die Menschen im ländlichen Raum zu Produkt- oder Dienstleistungsinnovation animieren sollen und ihnen helfen, sie unter-

nehmerisch umzusetzen. Das könnte ein Vorbild für uns sein. Deutschland braucht insgesamt eine mutigere und weniger bürokratisierte Förderpolitik, eine, die zu Gründungen und überregionalen Lösungsansätzen motiviert. Bislang setzen wir viel zu starke Anreize in Richtung der Städte.

In Städten leben aber rund 77 Prozent der Bevölkerung, sind Wirtschaftskraft und Steueraufkommen am höchsten. Ist da nicht nachvollziehbar, dass Investitionen vor allem dorthin fließen?

Wir sollten mal überlegen, wie viele Millionen wir in eine Infrastruktur gesteckt haben, die uns von den Dörfern in die Städte bringt. Darin liegt die oft Tragik der Wirtschaftsförderung: Wenn eine Gemeinde sich einen Autobahnanschluss erkämpft in der Hoffnung, dass sich dann Unternehmen ansiedeln, pendeln meistens noch mehr Menschen zum Arbeiten in die Stadt. Das ist ein Problem für die Infrastruktur und die Vereine im Dorf. Die Menschen

ZUR PERSON

Dr. Alistair Adam Hernández (34) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft. In seiner Dissertation (<https://www.oekom.de/buch/das-resiliente-dorf-9783962383084>) hat er drei Dörfer in Deutschland, Spanien und England untersucht und Faktoren für eine erfolgreiche Gestaltung von Wandlungsprozessen in Ortschaften entwickelt. Auf Teneriffa geboren, lebt er heute im Raum Hannover, wo er als Aktionsforscher, Berater und Trainer arbeitet.

sind kaum da, weil sie den ganzen Tag am Arbeitsort – oft in der Stadt – und im Auto verbringen.

Warum sind Investitionen in den ländlichen Raum auch wichtig für die Millionen von Menschen, die in den Städten wohnen?

Menschen brauchen Essen und Luft zum Atmen. Hätten wir keine Katastrophenschutzler und Wasserwerksmitarbeiter auf dem Land, wäre eine Stadt wie Hamburg ständig überschwemmt. Auch unser kulturelles Erbe befindet sich größtenteils auf dem Land. Stadt und Land gehören untrennbar zusammen. Es gilt diese Verbindungen zu erneuern und zu stärken.

Viele Städte renovieren alte Bauernhäuser auf dem Land und wollen zumindest zeitweise raus ins Grüne. Die Corona-Pandemie scheint diese „Landlust“ noch verstärkt zu haben. Eine Chance für ein Comeback vieler Dörfer?

Da ist sicher ein Trend erkennbar. Immer mehr Menschen haben einen negativen Eindruck vom Leben in der Stadt – sie empfinden es als zu anonym, zu dreckig, zu laut, zu teuer. Das Versprechen, sich als Mensch zu fühlen, wird in der Stadt meiner Ansicht nach auch hauptsächlich durch Konsum erfüllt. Ich erwerbe etwas, buche mir ein Erlebnis. Das Korsett des Landes ist viel offener. Es bietet größere Freiräume und mehr Möglichkeiten, sich gesellschaftlich einzubringen. Viele entdecken auf dem Land alte Handwerkstechniken neu, erschaffen etwas mit ihren eigenen Händen, im Einklang mit der Natur. In Zukunft lässt sich das vielleicht auch besser mit dem Job in der Stadt verbinden. In der Pandemie haben viele Arbeitnehmer gute Erfahrungen mit dem Home Office gemacht.

In hunderten von Dörfern gibt es aber keinen Internetanschluss, weil es sich für die Anbieter nicht lohnt, sie ans Netz anzubinden.

Ohne digitale Infrastruktur ist ein Dorf heute quasi weg von der Landkarte. Hier muss der Staat mehr Hilfe zur Selbsthilfe zur Verfügung stellen und Bürgerinitiativen unter die Arme greifen. Als steuernde Instanz sollte der Bund außerdem feste Vorgaben für übergeordnete Ziele wie Klimaa- und Naturschutz oder Wohnungsbau machen. Die zentrale Verantwortung bleibt aber bei den Kommunen und Akteuren vor Ort. Im Rahmen von professionell geführten Beteiligungsprozessen gilt es, ökonomische, ökologische und soziale Belange geschickt auszubalancieren, damit das Dorf wieder zu neuem Leben erweckt.

Das Gespräch führte
Johanna Metz. |



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

Ruf der Pampa

INITIATIVE In der »Raumpionierstation Oberlausitz« können sich all jene Rat holen, die es aus der Großstadt aufs Land zieht

Jasper rollt auf der leeren Dorfstraße entlang. Unbeschwert gibt er seinem Roller immer wieder Schwung, indem er sich mit einem Bein abstößt. Die Besucherin schaut dem Neunjährigen unruhig hinterher, in Sorge, dass gleich ein Auto um die Kurve brausen könnte. Doch der Vater des Jungen winkt entspannt ab. »Wenn hier mal etwas kommt, hört man es rechtzeitig«, sagt Jan Hufenbach.

Tatsächlich ist es ausgesprochen ruhig in Klein Priebus. Der kleine Ort liegt abseits der Hauptverkehrsstrecken ganz im Osten von Sachsen, direkt an der Grenze zu Polen. Der Verkehr rauscht in etwa einem Kilometer Entfernung vorbei, auf der wenig frequentierten Verbindung zwischen Görlitz und Bad Muskau. Wer durch Klein Priebus fährt, wohnt dort oder hat im Dorf irgendein Ziel. Fremde fallen auf. Besonders vor vorgerückter Stunde wird jedes unbekannte Fahrzeug argwöhnisch beäugt.

Eigenes Gemüse Jaspers Eltern hat es vor mittlerweile zwölf Jahren in die Idylle an der Neißة verschlagen. »In die Pampa«, wie Arielle Kohlschmidt und Jan Hufenbach selbst sagen. Sie haben sich in Berlin kennen gelernt und lange in der Hauptstadt gelebt. Seit 2009 sind sie in Klein Priebus zu Hause, einem Ort mit knapp 100 Einwohnern. Die Neißة fließt wenige Meter vor dem Haus vorbei, in dem sie mit ihrem Sohn wohnen. Gemeinsam betreibt das Paar dort eine Kommunikationsagentur, entwickelt beispielsweise Ausstellungs- und Raumkonzepte.

Den Wechsel »von der belebten Stadt ins Nichts« haben die beiden Selbstständigen keinesfalls bereut, erzählt Arielle Kohlschmidt. »Ich mag die Natur und wollte meine Ruhe haben«, sagt sie. Am liebsten wäre ihr sogar ein Haus in absoluter Randlage gewesen. Ihr jetziges Grundstück liegt dagegen mitten im Dorf, ohne »menschenfreie Sicherheitszone drum herum«, wie sie es sich eigentlich gewünscht hatte. Letztlich entschied sie sich dafür, weil keine große Straße daran vorbeiführt, der Preis leicht aufzubringen und kein Kredit für den Kauf nötig war.

Kohlschmidts Haus sticht heute mit türkis gestrichener Fassade aus dem Straßenbild heraus. Die 44-Jährige wirkt mit ihrer Wahl sehr zufrieden. Im eigenen Garten wachsen Tomaten, Bohnen und vieles mehr. Die zierliche Frau pflückt eine Erdbeere vom Hochbeet und reicht die saftige Frucht zum Kosten weiter. »Besser als jede gekaufte Bio-Ware«, schwärmt sie. In der Abgeschiedenheit findet sie als Grafikerin und Texterin Inspiration. Wenn sie eine Pause

Es gibt nicht einen Laden. Allenfalls kommt einmal in der Woche ein Bäckerauto vorbei.

braucht, kann sie einfach ein paar Schritte zum Fluss oder in den nahegelegenen Wald gehen. Alles liegt direkt vor die Tür. Die Ankunft in Klein Priebus wurde den beiden Zugezogenen seinerzeit leicht gemacht, berichten sie. Da vor allem viele junge Leute die Region im äußersten Osten Deutschlands verlassen hätten, sei die Freude umso größer, wenn jemand kommt. Eine Anwohnerin brachte gleich selbstgebackenen Kuchen vorbei, als die neuen Nachbarn erstmals am Haus werkten. »Sie hätte uns später am liebsten weiter mit Essen versorgt«, erinnert sich Jan Hufenbach. Man hilft sich gegenseitig, wissen der 58-Jährige und seine Partnerin mittlerweile. Waren sie abends unterwegs, konnten sie immer wieder auf Celine zählen. Die Schülerin wohnt mit ihren Eltern im Haus schräg gegenüber und hat oft auf Jasper aufgepasst. Inzwischen mag ihr Sohn keine Babysitterin mehr haben, verrät Arielle Kohlschmidt. Celine kommt dennoch gelegentlich zu Besuch, wenn sie sich mit Jaspers Vater über neueste Musikvideos austauschen will oder dessen Rat beim Instrumentieren sucht.

Traktortreffen »Alle im Dorf wissen: Es geht nur miteinander«, sagt Hufenbach. Das sieht Stefan Hofmann ähnlich, der 1996 nach Klein Priebus kam und ebenfalls Zugezogener ist. »Wer sich gesellschaftlich einbringt, kommt an. Ansonsten bleiben Sie immer der Stadtmensch«, stellt der große, stämmige Mann klar. Er führt eine Pension mit zehn Zimmern sowie eine Gastwirtschaft mit Biergarten, den »Neisse-Treff« direkt am Oder-Neißة-Radweg. Außerdem gehörte er zur Gruppe der Enthusiasten, die 2005 das »Traktortreffen« im Dorf aus der Taufe hoben. Wenn es nicht gerade wie 2021 Corona-bedingt ausfallen muss, findet dieses Fest alle zwei Jahre statt. Besucher strömen dann in Scharen aus der gesamten Lausitz nach Klein Priebus.

Vor einigen Jahren borgten sich Dorfbewohner Kamera und Stativ bei Arielle Kohlschmidt, um das Traktortreffen akribisch zu dokumentieren. Die Herausforderung bestand später darin, aus sechs Stunden Material einen kurzen Film zu produzieren. »Kurzhand schnitt ich einen lustigen Zehn-Minüter, der alle großen Momente komprimiert in sich hatte«, erinnert sie sich. Wenig später wurde als Dank eine Trecker-Ladung Spaltholz vor ihrem Haus abgeladen.

Sich nicht abzugrenzen, sondern mitzumachen und sich auf andere Perspektiven einzulassen, hat dem kreativen Paar offensichtlich Anerkennung eingebracht. Es klingt durchaus respektvoll, wenn die Leute im Ort inzwischen von »unseren Künstlern« sprechen. In manchen Dingen gehen die Ansichten freilich auseinander. »Bei uns klappt es mit dem Entgrünen des Fußwegs nicht so richtig«, gesteht Arielle Kohlschmidt. Die fleißigen Nachbarn zeigen



Arielle Kohlschmidt und Jan Hufenbach, hier in ihrem »Raummobil«, schlagen am Rande Sachsens Brücken zwischen Dörfern und Metropolen. © picture alliance/dpa/ZB/Miriam Schönbach

doch sichtlich mehr Ehrgeiz, die Fläche vor dem Zaun unkrautfrei zu halten. Überhaupt werden die Aktivitäten von Kohlschmidt und Hufenbach neugierig beobachtet, nachdem sie 2015 die »Raumpionierstation Oberlausitz« gründeten. Seither beraten sie andere, die aufs Land umsiedeln wollen, indem sie von Erfahrungen abseits der Ballungsräume berichten. Auskunft geben sie dazu am Telefon, per E-Mail oder im direkten Gespräch vor Ort. Die Leute sitzen dann bei ihnen auf dem Sofa oder im idyllischen Garten und stellen gezielt Fragen. »Wir sind keine professionellen Berater, sondern zeigen einen ganz konkreten Landeplatz«, sagen die beiden.

Aus allen Ecken Deutschlands kamen über die Jahre Anfragen, am häufigsten aus Berlin und Dresden. Das Paar führt keine Statistik, doch gefühlt seien es viele Hundert Kontakte gewesen. Deutlich mehr Frauen als Männer melden sich, meist ab 35 Jahren, selten darunter. Die älteste Interessentin war eine 78-jährige Frau aus Berlin, die mit anderen eine Lebensgemeinschaft auf dem Lande gründen wollte.

Stadtfucht »Wir haben viele Menschen getroffen, die Chancen in diesem unbespielten Raum sehen«, sagt Arielle Kohlschmidt. »Für Leute, die ortsunabhängig arbeiten können, ist der ländliche Raum interessant.« Dass die Corona-Pandemie die Flucht aus der Stadt zusätzlich befeuert hat, belegen verschiedene Studien. Das Meinungsforschungsinstitut Kantar (früher Emnid) veröffentlichte jüngst Ergebnisse, wonach sich 53 Prozent der deutschen Stadtbevölkerung vorstellen können, in

den nächsten ein oder zwei Jahren aufs Land zu ziehen. Damit dürfte der Zuspruch innerhalb weniger Monate noch einmal zugenommen haben. Laut einer GfK-Studie vom November vergangenen Jahres gaben seinerzeit etwa 41 Prozent der Bewohner von Städten an, dass sie einen Umzug aufs Land für denkbar hielten. 21 Prozent davon wollten diesen Schritt »ganz sicher« tun. »Es braucht Mut, um in die schwarze Kiste zu springen und loszulassen«, sagt Arielle Kohlschmidt. In einer Großstadt ist es selbstverständlich, ins Café um die Ecke oder ins Kino zu gehen. In Klein Priebus gibt es dagegen keinen einzigen Laden. Allenfalls kommt einmal in der Woche ein Bäckerauto vorbei. Für den Weg zum nächsten Einkaufsmarkt sind mindestens 15 Kilometer zurückzulegen, ebenso wie zum Arzt oder zur Schule.

Politische Kontroversen »Gibt es hier Nazis?« ist eine Frage, die Kohlschmidt und Hufenbach von Besuchern der »Raumpionierstation« oft gestellt wird. Sie erzählen dann vom Zusammenleben und der Stimmung in der Region. Klein Priebus liegt in dem Wahlkreis, in dem der langjährige CDU-Abgeordnete Michael Kretschmer bei der Bundestagswahl 2017 dem bis dahin unbekanntem AfD-Kandidaten Tino Chrupalla unterlag. Der heutige sächsische Ministerpräsident hatte sich damals keinen Plan B zurechtgelegt, falls er das sicher geglaubte Direktmandat verlieren würde. Tatsächlich hat die AfD eine große Anhängerschaft in Sachsen. Bei der Wahl zum Landtag kam die Partei 2019 auf immerhin 28,4 Prozent der Stimmen. Gut 40 Prozent

waren es sogar in der Gemeinde Krauschwitz, zu der Klein Priebus als südlichster Ortsteil gehört. Nur ein paar Kilometer weiter südlich liegt Neißetaube, die Kommune, in der es die AfD mit fast 50 Prozent auf den höchsten Stimmanteil in ganz Sachsen brachte. »Die Leute wählen hier konservativ«, glaubt der Bürgermeister von Krauschwitz, Tristan Mühl (Freie Wähler). Er bewarb sich 2019 um das Amt, gewann überraschend und das gleich im ersten Wahlgang. Sowohl die Kandidatin der CDU-Bewerber ließ er hinter sich. Materiell geht es den meisten Leuten in der Gemeinde scheinbar gut. In den gepflegten Grundstücken steckt sichtlich Geld und wohl auch viel Eigenleistung. Dennoch fühlen sich die Menschen abgehängt. Mühl nennt es Politikverdrossenheit und kommt rasch auf die Diskussion um das Geld zu sprechen, das als Ausgleich für den Kohleausstieg in Aussicht gestellt wurde. Die Braunkohlereviere Deutschlands sollen bis 2038 insgesamt 40 Milliarden Euro erhalten, die Lausitz davon allein 18 Milliarden. Inzwischen sind die ersten regionalen Projekte bestätigt, um die Folgen des Strukturwandel zu bewältigen.

»Massig Platz« Doch es regt sich Unmut, was die Verteilung der Mittel betrifft. So soll für rund 16 Millionen Euro das leerstehende Kulturhaus in Bischofswerda wie-

derbelebt werden, einer Stadt, die näher an Dresden liegt als an den Standorten des Lausitzer Energieunternehmens LEAG. »Was hat das mit Strukturwandel zu tun?«, fragt der Krauschwitzer Bürgermeister. »Das verstehen die Leute nicht.« Einwohner seiner Gemeinde interessieren hingegen mehr, wann die langersehnte Umgehung für die Bundesstraße 115 gebaut wird und weshalb es so schwierig ist, Mittel für die Modernisierung der Oberschule im Ort zu bekommen.

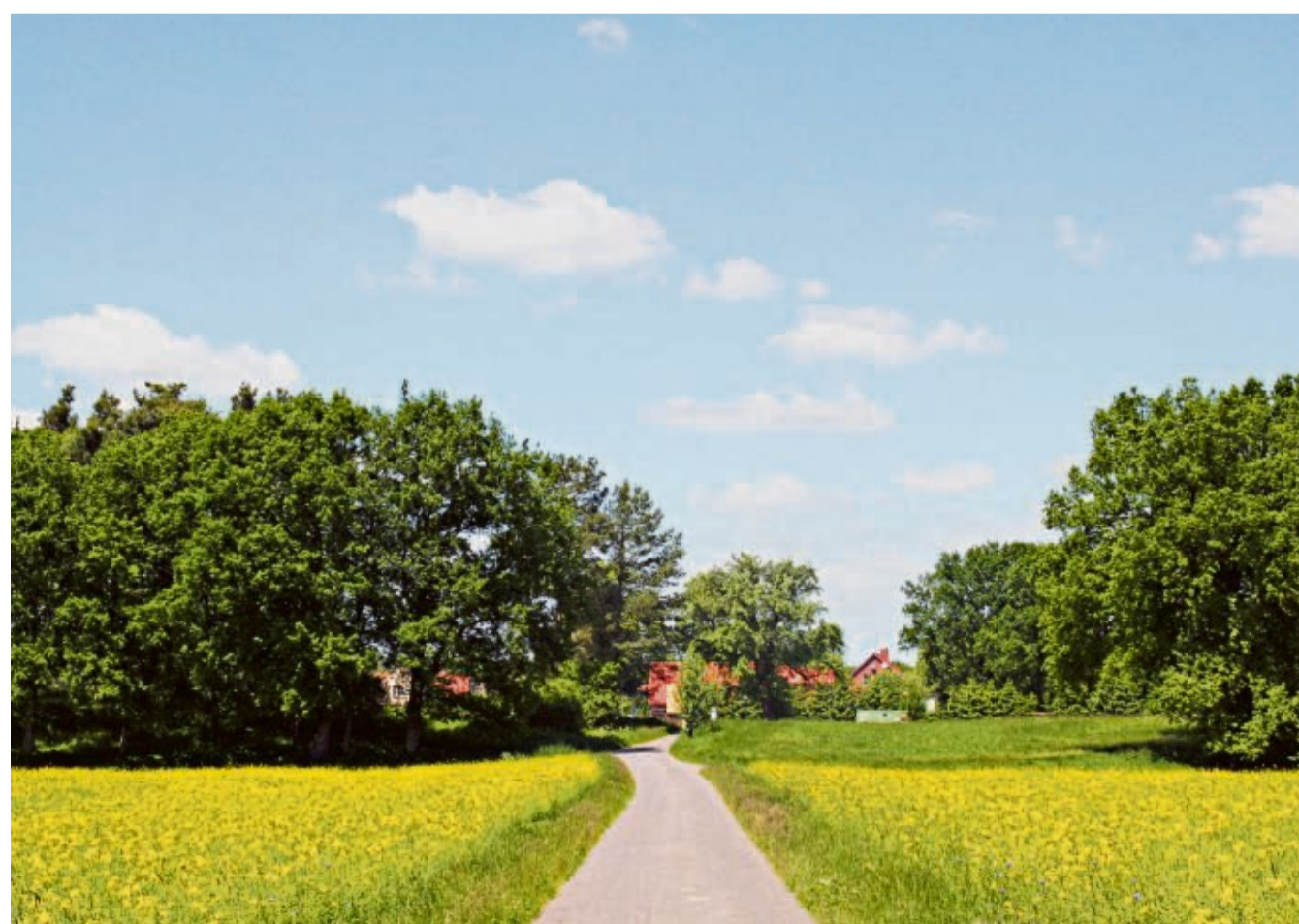
Gastwirt Stefan Hofmann sieht ein weiteres Feld, wo die Regierung Anreize schaffen sollte. Er sorgt sich wegen der schlechten medizinischen Versorgung. »So etwas fördert keinen Zuzug«, findet der 58-Jährige. Es gebe »massig Platz«, allerdings fehle es an Arbeit. Er selbst lebt vom Tourismus und macht nach eigenen Angaben lediglich zwei Prozent seines Umsatzes mit Einheimischen.

»Viele Menschen sehen Chancen in diesem unbespielten Raum.«

Arielle Kohlschmidt, Dorfbewohnerin

Bevölkerungsschwund Derzeit zählt Krauschwitz rund 3.400 Einwohner in sechs Ortsteilen. Der Flächengemeinde mit ihren 22 Kilometern Länge wird prognostiziert, dass die Bevölkerungszahl bis 2035 um zehn Prozent abnehmen wird, sagt Bürgermeister Mühl. Arielle Kohlschmidt und Jan Hufenbach werben unterdessen weiter für die Vorteile des Lebens auf dem Land. Gerade bereiten sie die dritte »Landebahn für Landlustige« vor. Nach Stationen in Weißwasser und Görlitz laden sie am 18. September in den Muskauer Park ein. Im Unesco-Welterbe sollen sich dann Menschen treffen, die bereits in der Lausitz leben oder noch dazu kommen wollen. Auch anderswo geben bereits »Raumpioniere« ihre Erfahrungen an Leute weiter, die neugierig aufs Landleben sind. Im Nordosten Deutschlands haben sich drei Ableger der Oberlausitzer Initiative gebildet: in West-Mecklenburg zwischen Lübeck und Schwerin, in einem kleinen Dorf in der Prignitz ganz im Nordwesten Brandenburgs sowie zuletzt für Vorpommern in Loitz an der Peene. Eine weitere Anlaufstelle könnte es bald in Hoyerswerda geben. Kohlschmidt und Hufenbach freuen sich jedenfalls, dass die Idee Früchte trägt. Im nächsten Jahr soll endlich ihr »Zukunftskino« in Klein Priebus über die Bühne gehen. Es war schon für 2020 in der Gastwirtschaft von Stefan Hofmann geplant, fiel jedoch der Corona-Krise zum Opfer. Mit »Zeit für Utopien« haben die Organisatoren einen Dokumentarfilm ausgesucht, in dem Initiativen vorgestellt werden, die Gemeinsinn fördern sollen und Alternativen zum Profitstreben anbieten. Arielle Kohlschmidt hofft, dass die Zuschauer danach miteinander ins Gespräch kommen und einen »netten Abend« haben. Das dürfte ganz im Sinne von Bürgermeister Mühl sein, der sagt: »Dorfkultur lebt von Gemeinschaft.« Anett Böttger

Die Autorin ist freie Journalistin in Görlitz.



Im Grünen: Blick auf Klein Priebus. Ein kleiner Ort in der Oberlausitz, nahe der polnischen Grenze.

© Arielle Kohlschmidt



Die Nürnberger Burg, Bratwurstchen mit Sauerkraut, das „Club“-Trikot – diese Motive wählte der bayerische Ministerpräsident Markus Söder für eine Fotoserie, die er am 2. Juli 2021, dem Tag der Franken, auf Instagram postete. Wie so Vieles inszeniert Söder auch seine fränkischen Wurzeln gern. 2014 eröffnete die bayerische Staatsregierung eine Dependence des Heimatministeriums in Nürnberg. Söder, damals Finanz- und Heimatminister, galt fortan als der Mann, der den Freistaat nach Franken holte und damit ein Signal setzte: Nicht nur Altbayern ist den Menschen Heimat, sondern auch Franken.

Kerwasau, Küchle und Kräuterschnaps

TRADITIONEN In Franken ergänzen sich lokale Bräuche mit Erfahrungen aus der globalisierten Welt. Alte Gewohnheiten stärken den Zusammenhalt

Klare Abgrenzung Es ist ein urfränkischer Komplex: Man fühlt sich immer ein wenig kleiner und unbedeutender als Südbayern mit seiner glanzvollen Hauptstadt München. Nur eines gibt es, das der Franke nicht auf sich sitzen lassen kann. Ein verdutztes Gegenüber, das meint, man komme aus Bayern, wird korrigiert: „Nein, aus Franken, genauer aus Westmittelfranken.“ Franken hat nicht das eine Zentrum, mittelgroße Städte wie Ansbach in Mittelfranken, Würzburg in Unterfranken sowie Bamberg und Bayreuth in Oberfranken sind gleichauf.

Der fränkischen Polyzentralität ist es zu verdanken, dass Traditionen, typische Gerichte und der Dialekt in den Regionen sehr individuelle Ausformungen erfahren haben. Da konnten die Macher des ersten Franken-Tatorts 2015 nur in ein Fettnäpfchen treten, als die Pfortnerin der fiktiven gesamtfränkischen Mordkommission mit Sitz in Nürnberg nicht Mittelfränkisch, sondern Rheinfränkisch sprach. Gemein ist allen fränkisch Sprechenden nur, dass sie „d“ und „b“ sagen, wo auf Hochdeutsch ein „t“ und „p“ hingehört.

Weltliches Treiben Wichtigstes Fest im Jahreslauf eines fränkischen Ortes ist die Kirchweih, je nach Region Kerwa, Kärwa, Kirwa, Kerm, Kerb oder Kirb genannt. Ursprünglich wird die jährliche Wiederkehr der Weihe der Kirche gefeiert, doch auch wenn die – evangelische wie katholische – Kirche in vielen fränkischen Dörfern durchaus noch eine Rolle spielt, bei der Kirchweih steht das weltliche Treiben im Vordergrund. Heute sei „der Glanz der Kirchweih etwas verblasst“, meint Heidrun Alzheimer, Professorin für Europäische Ethnologie an der Universität Bamberg. Gibt es doch heute selbst auf dem Land eine Vielzahl an Gelegenheiten, sich zu vergnügen und zu betrinken. Doch die Kirchweih ist kein rein kommerzielles Fest, sondern wird vom ganzen Ort gemeinsam auf die Beine gestellt. Kerwasche oder Kerwamadla in einem evangelischen Dorf darf werden, wer ledig und konfirmiert ist. Während der Kirchweih erkennt man die Kerwascher an ihren weißen Hemden und roten Halstüchern, die am Montag der Herzensdame umgebunden werden.

Begleitet von einer Musikkapelle, wird am Donnerstagabend die „Kerwa ausgegraben“, eine Flasche Schnaps, die am Montagabend der letzten Kirchweih eingegraben worden war. Ein Höhepunkt ist das Aufstellen des Baums am Samstagmorgen – mit reiner Muskelkraft und der Hilfe von sogenannten Schwalben, also zusammengebundenen Stangen. Steht der Baum, öffnen die Buden und Fahrgeschäfte auf dem Festplatz. Getrunken wird lokales Bier und selbstgebrannter Schnaps. Die Braueredichte ist nirgendwo so hoch wie in Franken. Kerwa steht für kollektiven Rausch und Ekstase. Am meisten die „Sau rauslassen“ darf die „Kerwasau“ beim Umzug am Sonntagmorgen. Das ist ein trinkfester junger Mann,



Trachtenzüge und Gebäck prägen die Kirchweih in Franken. Der Barbesitzer mixt Traditionelles und Exotisches. © picture-alliance/Moritz Vennemann/imageBROKER/Helmut Meyer zur Capellen



der in Omas Kittelschürze gekleidet, mit einer Strumpfhose über dem Kopf und einer Hacke in der Hand johlend durch die Zuschauermenge rennt und bei Kindern gefürchtet ist.

Peinliche Dorfszenen Traktoren ziehen Anhänger durch den Ort, auf denen die Kerwajugend lustige und peinliche Szenen aus dem Dorfleben nachspielt. Kerwamadla verkaufen die im Dialekt verfasste Kerwazeitung, eine Art Chronik des Dorfschnebens aus dem vergangenen Jahr, garniert mit allerlei Tratsch. Auf dem Sängerkarawanen, versteckt hinter jungen Bäumchen,

geben ältere Ortsburschen Kerwalieder zum Besten. Die frauenfeindlichen Texte der Kerwalieder sind der Grund, warum die fränkische Kirchweih als solche an der Aufnahme in die Liste des immateriellen Kulturerbes gescheitert ist.

Ausgesprochen traditionell geht es auch beim Essen zu. Zum Kirchweih-Auftakt gibt es Schlachtschüssel, es folgen andere deftige Fleischgerichte wie Schäufele, also Schweineschulter, mit Kloß, oder Rinderbraten mit Meerrettich, Fränkisch „Kren“. Die Heilpflanze des Jahres 2021 wird zwar als „bayerischer Meerrettich“ vermarktet, wächst aber er vor den Toren der Fränki-

schen Schweiz. Zum Nachschmecken gibt es „Küchle“ aus feinem Hefeteig, der in siedendem Fett ausgebacken und mit Puderzucker bestreut wird. Dabei zeigt sich die Zersplitterung Frankens in evangelische und katholische Gegenden auch in der Backstube: Das evangelische Küchle ist ein luftgefülltes Kissen, beim katholischen Pendant, auch „Kniéküchla“ oder „Auszogene“ genannt, umgibt ein kreisrunder Wulst einen dünnen, knusprigen Teig. Während die Limmersdorfer Lindenkirchweih in Oberfranken, die als immaterielles Kulturerbe zählt, inzwischen ein Touristenmagnet ist, kämen die meisten fränkischen

Dörfer nicht auf die Idee, ihre Kirchweih zu vermarkten.

Bräuche statt Folklore Wer als Ortsfremder zufällig in eine Straßensperre gerät, bei der die Dorfjugend Wegzoll verlangt, erlebt einen Ort im Ausnahmezustand. Aber niemand drückt dem Fremden eine Broschüre mit Erklärungen in die Hand oder weist den Weg zur Zuschauertribüne. Die Kirchweih wird vom Dorf fürs Dorf ausgerichtet und eben nicht für Dritte. Genau darin mag ein Grund für ihre Beständigkeit liegen. Denn die größte Bedrohung für Traditionen liegt nach Überzeu-

gung der europäischen Ethnologin Alzheimer in einer „Folklorisierung“. „Wenn Bräuche nicht mehr von einer Gruppe gemeinsam praktiziert werden, sondern für Dritte vorgeführt werden, sind sie ihrer identitätsstiftenden Funktion beraubt und nur noch ein Abklatsch ihrer selbst.“ Davon sind die meisten fränkischen Kirchweihen weit entfernt. Alzheimer warnt aber auch: Das allzu strikte Festhalten an bestimmten Vorgaben birgt die Gefahr, dass der Brauch erstarrt. Sie plädiert dafür, Veränderungen zuzulassen und den Nachwuchs ebenso wie Zugezogene zu integrieren. Denn das gemeinsame Ausrichten eines Festes schweißt die Dorfgemeinschaft zusammen.

Gegentrend zur Globalisierung Die diffuse Angst vor einer globalisierten Einheitskultur hält die Forscherin für unbegründet: „Globalisierung ist zunächst einmal Austausch und Bereicherung“, sagt sie. Solange nur einzelne Elemente einer fremden Kultur übernommen und in die eigene eingefügt werden, sieht sie keine Gefahr. Im Gegenteil: „Das sind Erhaltungsmaßnahmen, die der Verlebendigung von Traditionen dienen.“

Wie gut das gelingen kann, veranschaulicht die „kulinarische Landkarte“ der Metropolregion Nürnberg: 170 regionale Lebensmittel vom Apfel-Secco über Karpfensuppe bis zur Lebkugel sind dort mit Bezugsquelle aufgelistet. Die lokale Kulinarik wird als Gegenteil zur Globalisierung zelebriert. Franken hat noch immer die größte Dichte an Bäckereien, Metzgereien und Brauereien im ganzen Land.

Auch Simon Kistenfeger kommt bei der Frage nach fränkischen Traditionen gleich aus Essen und Trinken. Der 34-Jährige ist international renommierter Bartender, er hat Wettbewerbe auf der ganzen Welt gewonnen und in berühmten Bars gearbeitet. Über 80 Länder hat er bereist und fühlt sich als Weltbürger. „Ich könnte überall auf der Welt leben“, versichert er. 2019 eröffnete er die Bar „Mucho Amor“ in seiner Heimatstadt Rothenburg ob der Tauber. Die mittelfränkische Kleinstadt mit ihrer wiederaufgebauten Stadtmauer und dem Weihnachtsdorf von Käthe Wohlfahrt ist auf der ganzen Welt bekannt. Fast zwei Millionen Besucher zog Rothenburg vor der Corona-Pandemie im Jahr an.

Kräuter für Drinks In der „kleinsten Weltstadt“, wie Kistenfeger seine Heimat nennt, mixt er nun Cocktails mit Gin, Lavendelsirup oder Mirabellenlikör – alles selbstgemacht mit saisonalen Zutaten aus der näheren Umgebung. Der Bartender ist gern in der Natur unterwegs, um Kräuter für seine Drinks zu sammeln. Die Biere und Weine auf der Karte stammen alle aus Franken, manche Drinks enthalten aber auch Zutaten, die Kistenfeger während seiner Auslandsaufenthalte schätzen gelernt hat: Mexikanische Chilis zum Beispiel oder Aquavit, das norwegische Nationalgetränk. Dazu werden vegane Speisen serviert. „Vegan und Franken ist kein Gegensatz“, sagt Kistenfeger und räumt mit dem Klischee auf, das ein fränkisches Gericht ohne einen Batzen Fleisch nicht vollwertig ist. Er serviert etwa Bratwürste aus regionaler Soja, Spargel und Pfifferlinge. Kistenfeger gelingt das Kunststück, Altbewährtes mit Neuem zu verbinden, ohne ins Beliebiges abzurufen. Wenn er selbst als Bartender gebucht wird, packt er stets fränkische Spezialitäten ein. Er ist stolz auf seine Heimat, vor einigen Jahren, er war gerade auf den Philippinen, hat er sich die Rothenburger Skyline auf den Oberarm tätowieren lassen. Als Herzschlag mit markanten Stadttürmen, dazu ein Cocktailglas. *Jasmin Siebert*

Die Autorin ist freie Journalistin in Nürnberg.

»Frisch, fromm, fröhlich, frei«

VEREINE Die Deutschen sind in zahllosen, zumeist kleinen Vereinigungen organisiert und pflegen dort Traditionen und Bräuche

Traditionen in Deutschland werden vor allem von Vereinen hochgehalten, die zugleich das bürgerschaftliche Engagement in der Gesellschaft wesentlich prägen. Rund 620.000 eingetragene Vereine mit insgesamt über 50 Millionen Mitgliedern gibt es hierzulande, darunter viele kleine mit wenigen Mitgliedern. Die Vereinsvielfalt ist mindestens so beeindruckend wie die schiere Zahl: Vereine und Verbände befassen sich mit Kultur, Wirtschaft, Technik, Umwelt oder Sport, zu einem großen Teil auch mit Freizeit und Traditionen. Heimatvereine, Schützen- und Karnevalsvereine, Kleingärtner- und Tierzuchtvereine blicken oft auf eine langjährige Geschichte zurück.

Schule der Demokratie Die Vereine tragen laut einer wissenschaftlichen Ausarbeitung des Bundestages „wesentlich zur Bereicherung des kulturellen Lebens bei“. Ziel der organisierten Zusammenkünfte ist demnach auch „die Bewahrung von Tradition und Brauchtum“. Die Regeln und Pflichten innerhalb der Vereine, die sich in Satzungen spiegeln, werden zudem als wichtige politische und soziale Orientierungspunkte insbesondere für junge Leute angesehen, die in der Gruppe lernen, konkret Verantwortung zu übernehmen sowie

Traditionen und Fertigkeiten weiterzutragen. Die Abstimmungsrituale in Vereinen werden daher mitunter als „Schule der Demokratie“ gewertet.

Die Eigenständigkeit solcher Vereinigungen war den politischen Machthabern in früheren Zeiten suspekt. Als Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852) 1811 in der Berliner „Hasenheide“ mit jungen Männern die erste Turnbewegung gründete, um Patriotismus und Wehrtüchtigkeit zu fördern, war das Erstaunen groß. Der durchschlagende Erfolg der Bewegung und die damit verbundene Angst vor einem Machtanspruch führten 1819 zum Turnverbot, das erst 1842 wieder aufgehoben wurde.

Jahns Turnveranstaltungen dienten sportlichen, religiösen und politischen Zielen. Sein Leitspruch lautete: „frisch, fromm, fröhlich, frei“. Heute wird „Turnvater“ Jahn wegen seines radikalen Nationalismus und Militarismus auch kritisch gesehen, gilt gleichwohl als Wegbereiter für Sportvereine, die inzwischen das moderne Vereinsleben dominieren. So umfasst der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) rund 90.000 Turn- und Sportvereine mit insgesamt etwa 27 Millionen Mitgliedern und acht Millionen Freiwilligen.

Schon 1848 beschloss die Frankfurter Nationalversammlung als Grundrecht die Ver-



Denkmal von »Turnvater« Jahn in Berlin. © picture-alliance/dpa/Hannibal Hanschke

sammlungs- und Vereinigungsfreiheit, in der Folgezeit wurden Vereine aber immer wieder eingeschränkt, überwacht oder verboten. Heute ist die Versammlungsfreiheit als Basis auch für Vereine in Artikel 8 des Grundgesetzes garantiert.

Nach einer Studie von 2017 (ZiviZ-Survey) ist etwa jeder zweite Bürger in Deutschland in mindestens einem Verein engagiert. Die etwa 133.000 Sportvereine dominieren die Sektoren mit einem Anteil von rund 22 Prozent. Sport-, Freizeit- und Geselligkeits-

vereine sind der Untersuchung zufolge auf dem Land fest verankert, in Städten sind vermehrt Stiftungen und gemeinnützige Kapitalgesellschaften zu finden sowie politische und soziale Organisationen. Rund 43 Prozent der Vereine sind in Kleinstädten und kleineren Gemeinden organisiert. Die Vereinslandschaft besteht zu etwa 61 Prozent aus kleinen Gruppen mit maximal 100 Mitgliedern. Wie die ZiviZ-Untersuchung ergeben hat, sind in nahezu allen Vereinen ehrenamtliche Helfer engagiert,

insgesamt rund 30 Millionen. Viele Vereine sehen sich als eher homogene kulturelle Gruppe, etwa religiöse Vereinigungen, aber auch Sport- und Freizeitvereine. Die meisten Organisationen halten es der Umfrage zufolge für wichtig, dass ihre Arbeit nicht vom Staat, sondern von der Gesellschaft geleistet und finanziert wird.

Nicht zu unterschätzen ist die wirtschaftliche Bedeutung des Ehrenamtes, wie aus der Expertise des Bundestages hervorgeht. Demnach erwirtschaften ehrenamtliche Mitarbeiter geschätzt mehr als fünf Milliarden Euro pro Jahr. Viele Vereine träten auch als Arbeitgeber für hauptamtliche Mitarbeiter auf und trügen damit zur besseren Arbeitsmarktlage bei. Der Bundesverband der Vereine und des Ehrenamtes (bve) beziffert den Wert der Leistung des ehrenamtlichen Engagements gar auf rund 40 Milliarden Euro pro Jahr. Verbandschef Hans-Jürgen Schwarz fordert eine bessere Digitalisierung der Vereine. „Das macht den Verein attraktiv und beweglich.“ *pk*

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



WISSENSCHAFT FÜR DIE PRAXIS

POLITIKUM WIRTSCHAFTS- UND POLITIKWISSENSCHAFT

KAPITALISMUSKRITIK

NEU jetzt gratis testen

FORDERN SIE JETZT IHR GRATIS-PROBEHEFT AN WWW.POLITIKUM.ORG

WOCHENSCHAU VERLAG

AUFGEKEHRT

Zupacken oder untergehen

Früher gab es eine ziemlich bekannte Esso-Werbung: Untermalt von dramatischer Musik, wurden zupackende Männer auf ölverschmierten Bohrrinseln im Meer gezeigt, die unter erkennbarer Gefahr gekonnt mit schwerem Werkzeug hantierten. Der Slogan dazu: „Es gibt viel zu tun. Packen wir's an.“ Frauen und Männer mit zupackenden Qualitäten sind stets auch in der Politik willkommen, bei Hochwasser gerne in Gummistiefeln als Beleg für die bestandene Outdoor-Prüfung. Leider steckt nicht in jedem Gummistiefel ein Naturtalent.

Matthias Platzeck marschierte beim Oder-Hochwasser 1997 als „Deichgraf“ herum und sortierte Sandsäcke, als hätte er das bei den Jungen Pionieren geübt. Im Bundestagswahlkampf 2002 versenkte Krisenkanzler Schröder seinen Kontrahenten Stoiber im Elbe-Hochwasser und freute sich wie Bolle über das Wahlgeschick. Helmut Schmidt wuchs als kühner Macher in der Hamburger Sturmflut 1962 so dermaßen über sich hinaus, dass andere Mitleidtrüger wie Kinder bei der Einschulung. Der Mann mit der Lotsenmütze galt fortan als „Popoye“ der deutschen Politik.

Manche Politiker lernen in Katastrophen, übers Wasser zu gehen, andere gehen unter. Armin Laschet scheint eher zur Fraktion der Untergeher zu gehören. Zwar kämpft er sichtbar an der Front, zwischen Sperrmüllbergen und Hausruinen, steht aber doch ständig im Regen. Ein Kanzlerkandidat, der unpassend lacht oder ausgelacht wird, wann hat es das schon gegeben? Im Netz kursiert der Lasch-O-Mat mit lahmen Bausteinsätzen des CDU-Mannes. Zum Thema Hochwasser bietet der Automat an: „Wir müssen uns noch intensiver damit befassen.“ Na dann. *Claus Peter Kosfeld*

VOR 60 JAHREN...

Sprung über Stacheldraht

15.8.1961: DDR-Grenzpolizist flieht in den Westen. Es ist der vielleicht berühmteste Sprung der Geschichte, festgehalten in einem Foto, das zum Symbolbild für die Teilung der Welt in Ost und West wurde. Am Nachmittag des 15. August 1961 schob der damals 19-jährige DDR-Grenzpolizist Conrad Schumann Dienst in der Bernauer Straße, wo Berlin in zwei Teile geteilt war – noch durch



In Berlin erinnert eine Hauswand in der Bernauer Straße an den Mauersprung.

Stacheldraht, bald jedoch durch eine Mauer. Spontan entschied Schumann sich zur Flucht, gab Fotografen, die auf der West-Seite standen, ein Zeichen, sprang über den Stacheldrahtverhau und verschwand im Kofferraum eines wartenden Polizeiautos. Seine Wut auf das DDR-Regime hatte eine Szene ausgelöst, die er als Grenzpolizist beobachtet hatte: ein kleines Mädchen, das an seiner Rückkehr nach Westberlin gehindert wurde, nachdem es die Großmutter in Ost-Berlin besucht hatte.

Schumanns Sprung hat Peter Leibing festgehalten. Dass er im richtigen Moment den Auslöser betätigt hat, soll daran gelegen haben, dass der Fotograf ein Spezialist für Aufnahmen aus dem Pferdesport war. Dort galt es, auf den Auslöser zu drücken, bevor Jockey und Pferd den höchsten Punkt erreichten. Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR versuchte zunächst, die Flucht als Entführung darzustellen – eine Geschichte, die nicht lange haltbar war. Schumann begann in Bayern ein neues Leben. Nach dem Mauerfall besuchte er seinen alten Posten an der Bernauer Straße. „Als ich das sah, musste ich weinen“, sagte er. 1998 nahm er sich wegen persönlicher Gründe das Leben. *Benjamin Stahl*

ORTSTERMIN: BUNDESINSTITUT FÜR BAU-, STADT-, UND RAUMFORSCHUNG



Im Bundesinstitut für Bau-, Stadt-, und Raumforschung in Bonn entsteht alle zwei Jahre der Gender-Index, der über den aktuellen Stand der Gleichstellung in den 401 deutschen Stadt- und Landkreisen informiert.

Gleichstellung im Schneckentempo

Langsam geht es mit der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in Deutschland voran. Zu langsam, findet Antonia Milbert vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt-, und Raumforschung (BBSR) in Bonn: „Wenn wir bei dieser Geschwindigkeit bleiben, wird es noch Jahrzehnte dauern, bis eine absolute Gleichstellung erreicht ist“, sagt sie. Seit 2007 beschäftigt sich die Referentin für Stadt-, Umwelt-, und Raumbeobachtung mit dem Thema Gender und gestaltet zusammen mit einer Kollegin den Gender-Index des BBSR. Alle zwei Jahre wertet das Team die 401 deutschen Stadt- und Landkreise in den sechs Kategorien Arbeit, Wissen, Einkommen, Zeitverwendung, Einflussnahme und Gesundheit aus. Eine interaktive Karte auf der Website des BBSR informiert über die Ergebnisse. So kann sich jeder selbst ein Bild über den Zustand der Gleichstellung in der eigenen Region machen. Die notwendigen In-

formationen für den Index kommen zum größten Teil von den Statistischen Ämtern. „Durch den Gender-Index können wir nicht nur die ganzen Informationen verständlich aufbereiten und der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen, sondern auch langfristige Entwicklungen wie beispielsweise im Stadt/Land-Vergleich beobachten“, erklärt Milbert. Tatsächlich sei die Gleichstellung auf dem Land insgesamt immer noch etwas schlechter als in der Stadt. Das führe dazu, dass besonders in der Gruppe der 20- bis 40-Jährigen weniger Frauen als Männer auf dem Land lebten. Schlechtere Berufsaussichten und die eher traditionellen Vorstellungen seien zwei Beweggründe für viele Frauen, vom Land in die Stadt zu ziehen. Was muss sich ändern? „Mit Blick auf die Kategorie Arbeit müssen bestimmte Grenzen auf dem Arbeitsmarkt aufgeweicht werden“, meint Milbert. Vor allem in Regionen,

die vom produzierenden Gewerbe geprägt sind, gäbe es viele männerdominierte Berufe. Mehr junge Frauen dazu zu motivieren, in diese Branchen einzusteigen, sei ein schwieriger, aber wichtiger Schritt. Kleinräumige Lösungen wie Co-Working-Spaces für ortsunabhängiges Arbeiten hält sie ebenfalls für eine Möglichkeit, um ländliche Räume für Frauen wieder attraktiver zu gestalten. Ohne höhere weibliche Partizipation in politischen Ämtern sei eine Beschleunigung des aktuellen Gleichstellungstempos laut Milbert schwierig zu erreichen, „denn in den Parlamenten, wo überwiegend Männer sitzen, entscheiden Männer auch für männliche Belange“. Da es meist eine Weile dauere, bis die Daten eines Jahres vollständig beim BBSR eingetroffen sind, wird erst 2022/23 deutlich werden, ob die Gleichstellung im Jahr 2021 an Fahrt aufnehmen konnte. *Denise Schwarz*

PERSONALIA

>Edelbert Richter † Bundestagsabgeordneter 1990, 1994-2002, SPD

Am 23. Juli starb Edelbert Richter im Alter von 78 Jahren. Der protestantische Theologe aus Weimar, 1989 Mitbegründer des Demokratischen Aufbruchs, trat Anfang 1990 der SPD bei und gehörte zeitweise dem Landesvorstand in Thüringen an. 1991 wurde er in die Grundwertekommission beim SPD-Parteivorstand berufen. 1990 war Richter Mitglied der ersten frei gewählten Volkskammer. Im Bundestag arbeitete er im Wissenschaftsausschuss mit.

>Gerhard Wächter Bundestagsabgeordneter 2002-2009, CDU

Am 11. August begeht Gerhard Wächter seinen 75. Geburtstag. Der Diplom-Volkswirt aus Bad Wünnenberg/Kreis Paderborn wurde 1971 CDU-Mitglied und stand von 2000 bis 2006 an der Spitze des Kreisverbands Paderborn. Der Jubilar gehörte von 1984 bis 2002 dem dortigen Kreistag an. Von 1990 bis 2002 saß Wächter außerdem im nordrhein-westfälischen Landtag. Während seiner Zeit als Abgeordneter des Deutschen Bundestages engagierte er sich im Verkehrsausschuss.

>Angelika Krüger-Leißner Bundestagsabgeordnete 1998-2013, 2017, SPD

Angelika Krüger-Leißner wird am 13. August 70 Jahre alt. Die Beigeordnete und Dezentnerin aus Schönwalde/Kreis Havelland schloss sich 1990 der SPD an und gehörte von 1998 bis 2002 dem brandenburgischen Landesvorstand an. Von 1990 bis 2008 war sie Kreistagsabgeordnete. Im Bundestag wirkte Krüger-Leißner im Ausschuss für Arbeit und Soziales sowie im Ausschuss für Kultur und Medien mit, dessen stellvertretenden Vorsitz sie von 2009 bis 2013 innehatte.

>Uta Zapf Bundestagsabgeordnete 1990-2013, SPD

Am 14. August vollendet Uta Zapf ihr 80. Lebensjahr. Die Lektorin aus Dreieich/Kreis Offenbach trat 1972 der SPD bei, war von 1982 bis 1991 Orts- bzw. Stadtverbandvorsitzende in Dreieich sowie in Spremlingen und von 1990 bis 2009 stellvertretende Vorsitzende des SPD-Bezirks Hessen Süd. Von 1985 bis 1991 war sie Stadträtin in Dreieich und von 1985 bis 1991 Kreistagsabgeordnete. Im Bundestag engagierte sich Zapf im Verteidigungsausschuss, überwiegend aber im Auswärtigen Ausschuss. Von 1998 bis 2005 gehörte sie dem Vorstand ihrer Bundestagsfraktion an.

>Werner Schreiber Bundestagsabgeordneter 1983-1990, CDU

Am 17. August begeht Werner Schreiber seinen 80. Geburtstag. Der Sozialarbeiter aus Saarbrücken trat 1965 der CDU bei und stand von 1978 bis 1990 an der Spitze des Kreisverbands Saarbrücken. 1993 amtierte er als Bundesvorsitzender der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA). Von 1975 bis 1983 gehörte Schreiber dem saarländischen Landtag an. Im Bundestag wirkte er im Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit mit. Von 1990 bis 1993 war Schreiber Arbeits- und Sozialminister in Sachsen-Anhalt.

>Rüdiger Lucassen Bundestagsabgeordneter seit 2017, AfD

Rüdiger Lucassen wird am 19. August 70 Jahre alt. Der Diplom-Kaufmann und Oberst a. D. aus Bad Münstereifel trat 2016 der AfD bei und ist seit 2019 Landessprecher seiner Partei in Nordrhein-Westfalen. Im Bundestag ist Lucassen Mitglied des Verteidigungsausschusses und verordnungspolitischer Sprecher seiner Fraktion.

>Georg Girisch Bundestagsabgeordneter 1998-2005, CSU

Am 20. August begeht Georg Girisch seinen 80. Geburtstag. Der selbstständige Bäckermeister aus Weiden, seit 1961 CSU-Mitglied, war von 1991 bis 2005 Geschäftsführer des Bezirks Oberpfalz und stand von 2001 bis 2007 an der Spitze des dortigen CSU-Kreisverbands. Von 1984 bis 1996 und von 2002 bis 2008 war der Jubilar Stadtrat in Weiden sowie von 1978 bis 1994 Mitglied des Bezirkstags der Oberpfalz. Girisch arbeitete im Bundestag im Umweltausschuss mit.

>Gudrun Schaiach-Walch Bundestagsabgeordnete 1990-2005, SPD

Gudrun Schaiach-Walch wird am 20. August 75 Jahre alt. Die Physikalisch-technische Assistentin aus Frankfurt am Main trat im Jahr 1972 der SPD bei und war seit 1996 Mitglied im dortigen Unterbezirksvorstand. Außerdem gehörte die Jubilarin von 1985 bis 1990 dem Stadtrat in Frankfurt an. 1989/90 war sie ehrenamtliche Stadträtin. Schaiach-Walch war von 2002 bis 2005 stellvertretende Vorsitzende ihrer Bundestagsfraktion. In ihrer Zeit als Abgeordnete wirkte sie überwiegend im Gesundheitsausschuss mit. Von 2001 bis 2002 war sie Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin für Gesundheit. *brm*

LESERPOST

Zur Ausgabe 26-27 vom 28. Juni 2021, „Unrecht auch in den Zeiten der Bundesrepublik“ auf Seite 4:

Die in der Debatte über den Bericht der „Unabhängigen Kommission Antiziganismus“ anklingende Kritik an den Zuständen in der (frühen) Bundesrepublik beziehungsweise in der Zeit nach der NS-Herrschaft müsste deutlich schärfer ausfallen, insbesondere beim Thema persöner, aber auch struktureller Kontinuitäten während der 1950er Jahre in der Justiz und den Verwaltungsbehörden. Illustre Beispiele gingen bis an den Bundesgerichtshof in Zivilsachen, dessen vierter Senat Anfang 1956 gleich in zwei Verfahren gegen die Anspruchsteller aus dem Kreis der Sinti und Roma geurteilt hat (Aktenzeichen IV ZR 211/55 und 273/55). Natürlich ist die Beurteilung

von Rechtsfragen immer vom „Vorverständnis“ der Urteilsfinder abhängig. Wenn jedoch Geist und Sprache des SS-Reichsführers Heinrich Himmler in höchstgerichtlichen Urteilen des Bundesgerichtshofs rezipiert werden, ist klar, was Geistes Kind die ehemaligen NS-Juristen waren, die dann in der jungen Bundesrepublik dank gnädiger Beurteilungen der Spruchkammern in den sogenannten Persilscheinen erneut in höchsten Ämtern gelangen konnten, um dort ihre Vorurteile weiter zu pflegen. Aus den gleichen Gründen konnte im Nachkriegsdeutschland auch nie ein Verfahren gegen Adolf Eichmann eröffnet werden. *Thomas Fuchs, Biebesheim*

Zur Beilage „leicht erklärt!“ mit dem

Thema „Arm und Reich in Deutschland – Was bedeutet das?“, vom 28. Juni 2021:

Unter den Informationen vermisse ich die Armut älterer Staatsbürger. Ein 80-Jähriger kann nicht einen Arbeitsplatz finden, um Geld dazu zu verdienen. Er ist quasi – zumal, wenn er Schulden hat – zum Vegetieren gezwungen. Die mangel- und fehlerhaften sowie bürokratischen Sozialgesetzbücher „vergessen“, dass die „Grundsicherung im Alter“ grundverschieden ist zur „Grundsicherung bei Erwerbsminderung ab 18“. Im ersteren Falle „erhält“ der ältere Mensch z.B. nur 35,07€ zu seiner Kleinrente dazu, um ein Gesamteinkommen von 686,05€ zu erreichen (inklusive Wohnung): Mehr wird nicht zugelassen, und der Herr Landrat belehrt: „Ein Leben in

Luxus ist nicht zulässig.“ *Franz Georg Schröber, Arnsberg*

Haben Sie Anregungen, Fragen oder Kritik? Schreiben Sie uns:

Das Parlament
Platz der Republik 1
11011 Berlin
redaktion.das-parlament@bundestag.de

Leserbriefe geben nicht die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

Die nächste Ausgabe von „Das Parlament“ erscheint am 23. August.

SEITENBLICKE



leicht
erklärt!

Leben auf dem Land

Eine Beschreibung



Einleitung



Im folgenden Text geht es um Gebiete auf dem Land. Und zwar in Deutschland.

Dabei werden verschiedene Fragen besprochen.

Zum Beispiel:

- Was sind Gebiete auf dem Land?
- Was läuft gut in diesen Gegenden?
- Welche Schwierigkeiten gibt es dort?

Was sind Gebiete auf dem Land?



Gebiete auf dem Land sind bestimmte Gegenden in Deutschland.

Man erkennt sie an verschiedenen Dingen.

Zum Beispiel:

- Es leben dort nur wenige Menschen auf einem großen Gebiet.
- Es gibt wenige Häuser und Gebäude.

- Es gibt viele Häuser, in denen nur ein oder zwei Familien leben.
- Viele Menschen haben große Grund-Stücke.
- Es gibt viel Land-Wirtschaft.
- Es gibt viele Wälder.
- Es gibt Dörfer und kleine Städte.
- Größere Städte liegen oft weiter weg.



Gebiete auf dem Land machen den einen Teil von Deutschland aus.

Der andere Teil sind die Städte.

Also Orte, wo sehr viele Menschen auf einem kleinen Gebiet wohnen.

Dort gibt es nur wenige Felder, Wiesen und Wälder.



Gebiete auf dem Land sind unterschiedlich

Gebiete auf dem Land haben einige Gemeinsamkeiten.

Zwischen ihnen gibt es aber auch viele Unterschiede.





Wenn über das Leben auf dem Land gesprochen wird, wird oft folgende Frage gestellt:

Wie erfolgreich ist ein Gebiet auf dem Land?

Um das herauszufinden, schaut man sich meist folgende Fragen an:
Wie gut kann man dort leben?
Und wird man dort auch in Zukunft so gut leben können?



Ob man in einem Gebiet gut leben kann, hängt von verschiedenen Dingen ab.

Hier ein paar Beispiele.

- Wie viele Firmen und Arbeits-Plätze gibt es dort?
- Gibt es dort Einrichtungen, die man für das tägliche Leben braucht? Zum Beispiel Ärzte, Super-Märkte oder Schulen.
- Wie viele Menschen ziehen aus einem Gebiet weg?

Beispiele für die Situation auf dem Land



Im weiteren Text werden bestimmte Bereiche beschrieben.

Es wird erklärt:

In welchen Bereichen sind Gebiete auf dem Land erfolgreich?
Wo gibt es Schwierigkeiten?

Einwohner

In vielen Gegenden auf dem Land ist in den letzten Jahrzehnten Folgendes passiert:

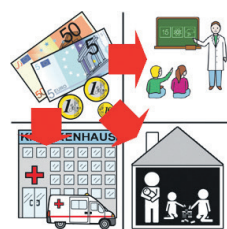
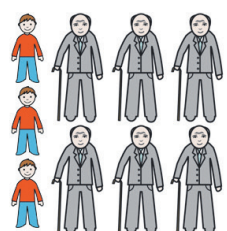
- 1) Dort leben immer weniger Menschen.
- 2) Dort leben viele ältere Menschen.

Das passiert dann, wenn viele junge Menschen aus einer Gegend wegziehen.

Dadurch bleiben dann die Älteren zurück.

Es werden dann auch weniger Kinder in der Gegend geboren.

Dadurch gibt es dann noch einmal weniger junge Menschen.



Für die Dörfer und Klein-Städte hat das Folgen.

Normalerweise sind es jüngere Menschen, die noch in einem Beruf arbeiten.

An Orten, wo viele Menschen arbeiten, gibt es auch viele Firmen.

Firmen bezahlen an die Gemeinde, in der sie sind, Steuern.

Von diesen Steuern kann die Gemeinde dann wichtige Dinge bezahlen.

Zum Beispiel:

- Kinder-Gärten
- Schwimm-Bäder
- Straßen



Wenn es in einer Gemeinde nur wenige junge Menschen und nur wenige Firmen gibt, bekommt die Gemeinde weniger Geld.

Sie kann sich dann weniger Dinge leisten.

Das Leben in der Gemeinde ist nicht mehr so angenehm.

Dadurch ziehen dann wieder mehr Leute weg.

Vor allem junge Leute.

Und dadurch wird das Problem immer schlimmer.

In den Gegenden, in denen das passiert, ist also die Frage: Wie kann man dafür sorgen, dass junge Menschen nicht wegziehen?



In anderen Gegenden kann man seit ein paar Jahren etwas ganz anderes beobachten:

Es ziehen wieder mehr Menschen aufs Land.

Und zwar vor allem in Gegenden, die nicht zu weit von großen Städten entfernt sind.

Ein Grund dafür sind die steigenden Mieten in den Städten.

Ein anderer Grund ist, dass immer mehr Menschen zuhause am Computer arbeiten können.

Sie müssen für ihre Arbeit also nicht mehr unbedingt in einer Stadt leben.

Das gilt vor allem auch, seit die Corona-Pandemie angefangen hat.

Seitdem ziehen deswegen sogar noch etwas mehr Menschen aufs Land.

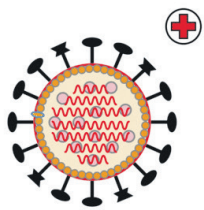
Neben der Arbeit von zuhause gibt es dafür noch andere Gründe.

Zum Beispiel:

Viele Menschen verdienen durch Corona weniger Geld.

Sie können sich das Leben in der Stadt nicht mehr leisten.

Außerdem ist eine Stadt in der Corona-Zeit nicht mehr so interessant. Denn: Geschäfte und Freizeitmöglichkeiten sind geschlossen.



Verkehr

Orte auf dem Land sind meist weit voneinander entfernt.

Und auch bestimmte Dinge im Alltag sind weiter weg.

Zum Beispiel:

- Super-Märkte
- Ärzte
- Schulen

Eine wichtige Frage ist also: Wie kommt man auf dem Land von einem Ort zum anderen?

In der Stadt kommt man oft sehr gut mit den folgenden Verkehrs-Mitteln voran:

- Bus
- Straßen-Bahn
- U-Bahn
- S-Bahn



Auf dem Land ist das anders.

Dort gibt es diese Verkehrs-Mittel kaum.

Deswegen haben hier mehr Leute ein eigenes Auto als in der Stadt.



Bildung und Ausbildung

In Gebieten auf dem Land findet man meist Bildung für jüngere Menschen.

In Dörfern gibt es zum Beispiel oft Kinder-Gärten und auch Grund-Schulen.

Schulen, auf die man nach der Grund-Schule geht, gibt es oft nur in größeren Dörfern oder in kleinen Städten.

Wenn man studieren will, muss man normalerweise in eine größere Stadt gehen.

Unis und Hoch-Schulen gibt es auf dem Land kaum.

Das ist ein Grund, warum viele junge Menschen vom Land wegziehen.



Wohnen

Auf dem Land muss man fürs Wohnen meist weniger bezahlen als in der Stadt.

Denn dort gibt es genug Wohnungen.

Und wenn es viel von etwas gibt, dann ist es meist billiger.



Auf dem Land haben die Menschen oft mehr Platz zum Wohnen.

Wohnungen sind größer als in der Stadt.

Und viele Menschen haben ein eigenes Haus.



Das kann aber auch Probleme machen.

Zum Beispiel für Vermieter.

Die finden manchmal nicht mal einen Mieter für ihre Wohnungen.

Und oft gibt es auch Häuser, in denen niemand mehr wohnt.

Die Häuser verfallen dann.



Arbeit

Eine wichtige Frage für das Leben auf dem Land ist: Findet man dort gute Arbeit?



Denn: Wenn Menschen an einem Ort keine gute Arbeit finden, ziehen sie eher weg.

Auf dem Land sind normalerweise weniger Menschen arbeitslos als in Städten.

Es gibt allerdings auch einige Gebiete auf dem Land mit einer sehr großen Zahl an Arbeitslosen.



Auf dem Land verdienen die Menschen oft etwas weniger als in der Stadt.

Dafür ist das Leben auf dem Land oft günstiger.

Wohnungen und andere Dinge kosten etwas weniger.

Trotzdem haben Menschen auf dem Land insgesamt etwas weniger Geld zur Verfügung.

Probleme haben auf dem Land manchmal auch die Firmen.

Vor allem in den Gegenden, aus denen viele junge Menschen wegziehen.



Denn: Die jungen Menschen fehlen den Firmen dann als Mitarbeiter.

In manchen Gegenden finden die Firmen nicht genug Leute, um alle Arbeiten zu erledigen.

Im schlimmsten Fall müssen sie schließen oder gehen an einen anderen Ort.

Das ist dann schlecht für die Gebiete, aus denen sie verschwinden.

Freizeit



Viele Menschen machen gern Urlaub auf dem Land.

Hier gibt es viel Natur.

Zum Beispiel Wälder, Berge, Seen und andere Orte.

Man kann dort verschiedene Freizeit-Beschäftigungen machen.

Das Land ist damit wichtig für die Erholung.



Viele Freizeit-Beschäftigungen, die man aus der Stadt kennt, gibt es auf dem Land aber nicht.

In Dörfern gibt es zum Beispiel meist keine Kinos, Theater oder Museen.

Auch das ist ein Grund, warum viele junge Leute in die Stadt ziehen wollen.



Kurz zusammengefasst

Forscher und Politiker unterscheiden Gebiete auf dem Land von Städten.

Das Leben auf dem Land hat einige Vorteile und einige Nachteile.

Die findet man in verschiedenen Bereichen.

Zum Beispiel:

- Beim Wohnen
- Bei der Arbeit
- Bei der Freizeit

Im Moment gibt es einige Gebiete auf dem Land, aus denen viele junge Menschen wegziehen.

Sie ziehen oft in größere Städte.

Für die ländlichen Gebiete ist das ein Problem.

Sie versuchen darum, das Leben auf dem Land angenehm zu machen.

Weitere Informationen in Leichter Sprache gibt es unter:
www.bundestag.de/leichte_sprache

Impressum

Dieser Text wurde in Leichte Sprache übersetzt vom:



Nachrichtenwerk

www.nachrichtenwerk.de

Ratgeber Leichte Sprache: <http://tny.de/PEYPP>

Titelbild: © picture alliance / Karl-Heinz Spremberg. Piktogramme: Picto-Selector. © Sclera (www.sclera.be), © Paxtoncrafts Charitable Trust (www.straight-street.com), © Sergio Palao (www.palao.es) im Namen der Regierung von Aragon (www.arasaac.org), © Pictogenda (www.pictogenda.nl), © Pictofrance (www.pictofrance.fr), © UN OCHA (www.unocha.org), © Ich und Ko (www.ukpukve.nl). Die Picto-Selector-Bilder unterliegen der Creative Commons Lizenz (www.creativecommons.org). Einige der Bilder haben wir verändert. Die Urheber der Bilder übernehmen keine Haftung für die Art der Nutzung.

Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 32-33/2021
Die nächste Ausgabe erscheint am 23. August 2021.